

Skizze

von

Wien.



Fünftes Heft.

Wien und Leipzig.
In der Kraussischen Buchhandlung
1789.

1771

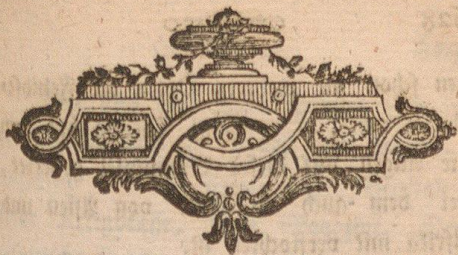


1771

1771

1771

1771



CXV.

Der Türkenkrieg.

Nach einem fünfzigjährigen Waffenstillstand ist endlich Oestreich neuerdings mit den Oschmanen zu Thätlichkeiten gekommen. Am 9ten Februar 1788 ward dem Divan in Konstantinopel, dem Pascha von Belgrad, und den übrigen Türkischen Gränzoffizieren in Bosnien, Servien, Walachei, Moldau &c. die Kriegserklärung des Oestreichischen Monarchen kund gemacht; und sogleich Tags darauf fiengen

gen schon an mehrern Orten die Feindseligkeit an. . . . Ganz Europa hat nun die Augen auf dieses Schauspiel geheftet, bei dem auch ein Theil von Asien und Afrika mit verflochten ist.

Wien ist vor allen andern Orten bei diesem Auftritt geschäftig. Die Unternehmungen und das Schicksal der kaiserlichen Armeen an den türkischen Gränzen, sind gegenwärtig der erste Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit; die Theilnehmung an demselben machen einen wesentlichen Zug in der heutigen Physiognomie des Publikums aus.

Die Veranlassung des gegenwärtigen Türkentrieges ist so ziemlich die nämliche, wie im Jahr 1737. Der gewalthätige Angriff auf Rußland macht, daß sein hoher Allirter auch dießmal den Degen gegen die Pforte zog. Wir müssen hoffen, daß er ihn mit mehr Vortheil und Ehre in die Scheide stecken wird, als es vor fünfzig Jahren geschah.

Laßt

Last uns über jenen Feldzug auch in der Erinnerung so schnell als möglich, wegeilen. Man hatte keine Generale, keine Kriegskasse, keine Magazine. Der jesuitische Weichtvater, alte Weiber, Pfaffen, und Hoffschranzen, kabalirten, machten Parteien, eins gegen das andere, und verwirrten alles. Es gieng dann auch darnach. Zwei Jahre nach angefangener Fehde war man froh, mit dem Verlust der Walachei, Serviens und Belgrads, einen Frieden zu machen, um die Türken nicht auf dem Halse zu haben, wenn der schon sehr wahrscheinliche Fall einträte, den im darauf folgenden Jahre eine Trüffelpastete beförderte. *)

Wenn auf die Güte menschlicher Anstalten und Maßregeln etwas zu trauen und zu bauen ist: so sollte Oestreich in

N r 3

dem

*) Karl VI. starb am 20. Oktober 1740 an der Unverdaulichkeit dieser Pastete.

dem gegenwärtigen Türkentriege nicht unglücklich seyn; gesetzt auch, daß es von Rußland nicht auf das vollkommenste unterstützt würde. . . . Seine Kriegsmacht ist — im Vergleich mit jener vor 50 Jahren — eine ganz neue Schöpfung. Ein zahlreiches, auserlesenes, vortrefflich geübtes Heer; geprüfte Generale; eine ungeheure, wohl bediente Artillerie; gefüllte Magazine; eine gut gespikte Kasse; Ueberfluß an allen nur erdenklichen Kriegsbedürfnissen; endlich an der Spitze des ganzen Kriegsstaats ein Monarch in eigener Person, der in nicht geringem Grade einsichtsvoll und thätig ist; der Strenge und Güte wird anzuwenden wissen, die Pflichtvergessenen, die Ränkenmacher, die Feigen zu bestrafen und zu entfernen; Muth, Tapferkeit, Eifer und Treue nach Verdienste zu belohnen.

Indessen muß man auch von der andern Seite gestehen, daß die Türken keineswegs verächtliche Feinde sind. Ihre

hohe

hohe Meinung von sich selbst, ihr Patriotismus, ihr Fanatismus, ihre Geldgierde, gibt ihnen einen Grad von persönlicher Tapferkeit, daß sie sich — als einzelne Streiter betrachtet — mit dem Soldaten jeder Macht messen können. Ueberdas haben sie den Vortheil einer unerschöpflichen Menschenmenge, die der Despotismus aus Asien und Afrika herbeitreibt, den Vortheil ihrer mäßigen schlechten Nahrungart, welche die Unterhaltung ihrer Truppen um die Hälfte wohlfeiler macht, als die Verpflegung der unsrigen.

Bei allem dem ist zu vermuthen, daß gute Taktik, und gute Artillerie, welche heut zu Tage das Loos der Kriege entscheiden, und welche beide den Türken vorzüglich mangeln, auch hier ihre gewöhnliche Wirkung thun, und über wilde, unordentliche Kampfwuth siegen werden. Ein vortheilhafter Wahlplatz, und der übereinstimmende Eifer von Offizieren

und Gemeinen, unter den Augen des Landesfürsten sich hervorzuthun, lassen die Niederlage rasender, von Opium betäubter Muselmänner mit einiger Zuversicht erwarten.

Schon vor Ausbruch des Krieges hat man von Czernowitz in der Bukowina an, durch Siebenbürgen, das Banat, Syrmien, Slavonien und Kroatien, bis an das adriatische Meer, einen Truppenkordon gezogen, um die plötzlichen Einfälle Türkischer Horden und Raubgesindels in unsre Provinzen zu hindern. Nebst der Hauptarmee, welche sich bei Futak in Ungarn versammelt hat, stehn noch fünf besondere Korps gegen den Feind im Felde: das erste in der Bukowina unter dem Prinzen von Koburg; das zweite in Siebenbürgen unter dem General Fabris; das dritte im Banat unter dem General Wartensleben; das vierte in Slavonien unter dem General Mitrowsky; das fünfte in Kroatien unter dem Fürsten von Lichten-

Lichtenstein. Die Hauptarmee wird der Kaiser in eigener Person, und unter ihm Feldmarschall Lascy kommandiren: der Erzherzog Franz macht dabei seinen ersten Feldzug mit. . . Wir dürfen nicht zweifeln, das der Erfolg die getroffene Wahl der Generale rechtfertigen wird. Indessen wundert sich doch das Publikum von Wien, die Namen von Hadik und Loudon nicht bei der Armee zu finden.

Die ersten kriegerischen Schritte sind bereits gethan. Koburg hat die Wege aus der Moldau gegen Choczim vorthellhaft besetzt, und nähert sich langsam dieser Festung. Fabris ist in die Moldau eingedrungen, und hat die dortigen wichtigen Salzwerke und die Hauptstadt Jassi weggenommen. Wartensleben hat die von Belgrab bis Orsowa auf der Donau gelegenen türkischen Schiffe erbeutet, und rückt gegen die Walachei. Mitrowsky hat die türkischen Schiffe auf der Sau weggenommen, Türkisch Gradiska in Grund

geschossen, und ein Detachement seiner Truppen jenseits der Sau postirt. De Vins ist vor der Anstellung des Fürsten von Lichtenstein in Bosnien eingerückt, ließ Dresnik und Sturlich durch seine Kroaten wegnehmen, welche aber von Dubitza mit Verlust abziehen mußten. Leute welche das Land kennen, versichern, daß die Einnahme von Bosnien äusserst schwer sey, und erst dann erfolgen dürfte, wann man ganz Servien in seiner Gewalt hat.

Die Hauptarmee stand bisher noch in Rantonirung, sieng aber am 15ten April an zu kampiren. Ihre erste Unternehmung soll die Belagerung von Belgrad seyn, indessen zu gleicher Zeit Koburg, in Vereinigung mit Ruffischen Truppen, Choczim anfallen, und die Kroaten in Bosnien an Bihacz oder Banjaluka zu kommen trachten werden.

Das Schwerd ist also gezückt! Wollte ich nach Art der Zeitungsschreiber den
fein-

feinnasichten Politiker machen, was könnt ich da für Vermuthungen und Profezeihungen aufstischen; aber ich mische mich nicht gern in dieses Handwerk.

Das Ernsthafte von der Sache abgerechnet, ist es ein wahrer Spaß, die Leute von verschiednen Ständen über diese Angelegenheit sprechen, kanningießern und streiten zu hören. Die meisten haben sich irgend einen Zeitungsschreiber zum Patron erkiesen, dessen Orakelsprüchen sie blindlings folgen. Die sich einsichtsvoller dünkenden verachten alle Zeitungen, und räsouiren nach eigenem Kopfe. Der Eine glaubt, es sey nichts leichter, als alle Turbane in einem einzigen Feldzug über den Kanal nach Asien zurückzujagen. Der Andere meynt, wenn nicht fünf oder sechs Europäische Mächte zusammen helfen, so werde man wohl dem Meister Türk nichts anhaben können. Ein Dritter erhebt jeden kleinen erfochtenen Vorthell bis an die Wolken; ein Vierter zukt immer die

Uchz

Achseln, und weissagt, daß der hinkende Bothe nachkommen werde. Man schlägt sich auch wohl in Bierhäusern nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Fäusten um seine Meynung.

Ein anderer nicht so spaßhafter Umstand ist, daß der leidige Türkenkrieg in Wien das Brod über die Hälfte kleiner gemacht und die meisten Lebensmittel in eben dem Verhältniß vertheuert hat, weil die Zufuhre aus ganz Ungarn gesperrt ist.

Noch hat der Hof keine ausserordentliche Kriegssteuer gefordert. Die Eroberungen in Osten werden dem Staat doppelt süß und vortheilhaft seyn, wenn sie ohne neue Auflagen ausgeführt werden, welches auch mit Grunde zu hoffen ist, da nach der heutigen Verfassung der Armeen, und dem Verhältniß der dabei intressirten Mächte, der Krieg unmöglich lange dauern kann.

CXVI.

Das Schänzl.

Dies ist der Haven von Wien. Alles, was von Menschen, Waaren, Früchten ic. die Donau herunter schiffet, kömmt hier an das Ufer. Das sogenannte Schänzl besteht aus dem schmalen Erdstrich, welcher zwischen den Festungswerken der eigentlichen Stadt und dem hier vorbeifliessenden Arm der Donau liegt.

Man sieht dort ein immerwährendes Bild der Geschäftigkeit. Schiffe kommen, Schiffe gehen. Ein Haufen nervigter Männer ist von Sonnen = Aufgang bis Sonnen = Untergang in voller Arbeit, die tausenderlet Bedürfnisse der grossen Stadt aus = und einzuladen. . . . Die aufgeblasenen Spitzkrämer von Brabant und Flandern, und ihre Sykophanten in Brüssel, haben weiter nichts als einen neuen Beweis von lächerlichem Geldstolz
und

und Niederländischer national Unwissenheit gegeben, da sie in ihren unbändigen Denkschriften von den Moränen der Donau in den Tag hinein schwazten; da Sie — welche die Danau nie anders als auf der Landkarte gesehen hatten — behaupteten, dieser Fluß sey nur durch seine Uberschwemmungen in der Welt bekannt. . . . Wer sich vom Gegentheil solcher alberner Sprüche augenscheinlich überzeugen will, der gehe an das Schänzl, und er wird sehen, daß man die freilich manchmal austretende Donau auch zum Vortheil Oestreichs zu benutzen wisse.

Es ist ein Mauthhaus am Schänzl, wo die Koffers der ankommenden Fremden, und andere Sachen von minderer Wichtigkeit, sogleich beim ausladen unter die alles aufspürenden Finger und Augen der Zollbeamten kommen. Neben demselben stehen hölzerne Hütten, worin man kocht, barbirt, frisiert, isst, trinkt, schläft, ungefähr wie auf einer wüsten Insel,
wenn

wenn man durch Sturm dahin verschlagen würde.

In der Jahreszeit der reisenden Früchte, ist auf dem Schänzl den ganzen Tag über grosser Obstmarkt, wo man die Geschenke Pommonens ganz frisch, so wie sie anlangen, geniessen kann. Dabei hat man nicht selten das Schauspiel von den wüthenden Fehden der Obstweiber, wie sie sich Schürzen und Rappen vom Leibe reissen, dicke Büschel Haare ausraufen, und so verb mit Nägeln und Fäusten auf Nasen, Augen und Wangen begrüssen, daß das Blut umherspritzt, und der Kampf selbst einem Haufen erbotter Matrosen Ehre machen würde. Dieses für die Zuseher immer lächerliche Schauspiel, die vollen Obstkörbe, und die Aussicht auf den sehr lebhaften Fluß, macht das Schänzl zu einem vorzüglich beliebten Spaziergang für die Handwerksbursche und ihre nächstgen Schönen. An Feyertagen besonders ist der Platz den ganzen Tag mit einer

Men-

Menge von hiesigen Leuten bedekt, die sich zum Theil auch hier auf kleinen Schiffchen für 2 Kreuzer über den Fluß nach der gerade gegenüber liegenden Leopoldstadt führen lassen.

Nicht fern ausser dem Schänzthor steht ein kleines Häuschen, woran mit einem schwarzen Strich die Höhe bemerkt ist, auf welche bei der Uberschwemmung im März 1784 das Wasser stieg. Sie beträgt beinahe zwei Klafter über die gewöhnliche Oberfläche des Flusses. Man stelle sich die dadurch entstandene Verwüstung vor!

Nicht selten ist das Schänzl der Standpunkt freundschaftlicher Umarmungen und Herzensergießungen. Wer sich im westlichen Deutschland auf der Dauau einschiffte, um nach Wien zu gehn, schreibt an seine hiesigen Freunde und Bekannte, an welchem Tage er ungefähr einzutreffen gedenkt. Man geht ihm auf das Schänzl entgegen; das erwartete Schiff landet;
 der

der Fremde springt freudig ans Ufer; sein Freund eilt ihm in die Arme, bewillkommt ihn mit brüderlichen Küssen, und führt ihn, Hand in Hand geschlungen, nach der lärmvollen Stadt.

CXVII.

Banko und Börse.

Die Wienerische Stadt-Bank hat einen festen und weit ausgebreiteten Kredit. Ihre Obligationen gehen nicht nur in den östreichischen Ländern, in Friedenszeiten, mit drei bis $3\frac{1}{2}$ Prozent Aufgeld; sondern ihre Bankzettel kursiren auch in fremden Provinzen, wie z. B. in Holland, statt baaren Geldes. Dieser Kredit gründet sich auf den unerschöpflichen natürlichen Reichthum des östreichischen Staats, auf die gute Verwaltung dieses grossen politischen Körpers, auf die gewissenhafte und genaue Ordnung, die Interessen zur

Stunde, wenn sie fällig sind, zu bezahlen, und alle Bankopapiere ohne Verzögerung und Anstoß gegen baares Geld einzulösen.

Nach dem kostbaren siebenjährigen Kriege wurden die Interessen von 5, auf 4 vom 100 herabgesetzt. Seit vielen Jahren nimmt man auch zu 4 Prozent keine Kapitalien mehr an, sondern nur zu $3\frac{1}{2}$.

Das Stadt - Bank - Amt ist in der Singerstrasse. Hier werden die Obligationen auf Verlangen der Besitzer umgeschrieben; hier werden die Interessen ausbezahlt, die man aber an Festtagen, am Mittwoch und Samstag jeder Woche nicht erheben kann. Auch kann man hier die Bankozettel gegen baares Geld umsetzen. Die Bank-Obligationen kann man auf seinen eigenen wahren, oder auf erdichtete Namen schreiben lassen, und so kursiren sie Jahre lang, und unter hundert Händen in verschiedenen Angelegenheiten herum,
ohne

ohne daß der wahre Eigenthümer derselben bekannt ist : eine sehr bequeme Einrichtung, weil es manchem ehrlichen Mann aus guten Gründen ungelegen seyn kann, den Börselaurern und andern Geldmäklern wissen zu lassen, ob er diese oder jene Obligation verkauft, versetzt, oder sonst zu einem Geschäft gebraucht hat.

Die Aufkündigung der Kapitalien muß vier oder sechs Wochen, auch wohl ein Vierteljahr vor der verlangten Bezahlung geschehen, je nachdem die Summe kleiner oder grösser ist. Die Aufkündigungszeit ist in jeder Obligation von selbst bestimmt. Wenn der Staat in einem Krieg verwickelt ist, so werden keine Kapitalgelder herausbezahlt, die Interessen aber laufen in ihrer Ordnung fort.

Vor Zeiten soll die Manipulation bei diesem Amte nicht die Beste gewesen seyn. Ihre Mangelhaftigkeit brachte vor etwan zwölf Jahren einen Schurken, Namens Denati, welcher bei der Bank als Beam-

ter stand , und folglich den Gang der Maschine genau einsah , auf den Gedanken , die Bank zu bestehlen. Es gelang ihm , und er flüchtete mit einer grossen Summa vermuthlich nach Amerika. Nach diesem Vorfall verfügte sich Se. Majestät der jezige Kaiser selbst nach dem Bank-Amt , ließ sich die ganze Sache , und die Manipulation genau vorlegen. Daß er nicht damit zufrieden war , erhellet daraus , daß er sprach , „ Wenn die Sachen auf diesen Fuß behandelt werden , so wundert mich , daß Donati nicht eine noch grössere Summe entwandte. “ Seitdem hat man die Manipulation strenger eingerichtet , und ein Nachahmer des Flüchtigen würde heut zu Tage übel anlaufen.

Das Hof-Kupfer-Amt nimmt ebenfalls Kapitalien an , und stellt Obligationen darüber aus , seit mehreren Jahren auch , wie die Bank , nur zu $3\frac{1}{2}$ Prozent , jetzt aber , seit dem Anfange des Krieges , wieder zu 4 Prozent. Diese Papiere haben ge-

gewöhnlich beinahe eben den Werth, wie die Bankscheine, doch sind sie etwas mehr dem Steigen und Fallen unterworfen.

Um die Negoziationen und den Umlauf dieser öffentlichen Staatspapiere mehr zu befördern und in der Ordnung zu erhalten, ist die Börse vorhanden. Sie steht vormittags von 11 bis 1 Uhr, und nachmittags von 3 bis 5 Uhr offen, und ist auf dem Kohlmarkt, beim grünen Fäßchen, im ersten Stokwerk. Hier werden alle Geldgeschäfte, bei denen es auf den Verkauf, die Verwechslung der Staatspapiere und förmlicher Wechselbriefe ankommt, geschlossen, oder wird die Abschließung angezeigt. Die öffentlichen Papiere, welche jemand seinem Gläubiger für baare Bezahlung überläßt, oder mit welchen der Kauf von Realitäten, Häusern 2c. vergütet wird, gehören nicht in das Forum der Börse. Zur Verhandlung der Wechselbriefe ist es genug, wenn solche auf der Börse geschieht, oder auch außer dersel-

ben , jedoch mit Beiziehung eines Senfaten , welcher das Geschäft in das Tagebuch der Börse einträgt. Weiber , Bankrottmacher , Minderjährige und als Verschwender erklärte , sind von dem Eintritt der Börse ausgeschlossen. Es sind Geldstrafen und die Ausschließung vom Eintritt in die Börse für diejenigen ausgesetzt , welche Staatspapiere und Wechsel ohne Anzeige bei der Börse verhandeln ; welche in ihren Wohnungen Zusammenkünfte dulden , deren Gegenstand auf die Börse gehört ; welche aus Buchergeist , um die Papiere fallen zu machen , den Werth derselben verrathen.

Diese Absichten und Anordnungen sind zum Wohl des Publikums weise und gedehlich entworfen. Indessen behauptet man , daß beschnittene und unbeschnittene Juden , samt einem feilen Troß von Unterhändlern , die Börse häufig umlagern , und manchmal die guten Anstalten derselben vereiteln.

CXVIII.

J u d e n.

Der Saame Abrahams pocht nicht so ganz umsonst auf die ihm gethane Verheißung, daß er sich mehren werde, wie die Sterne am Himmel. In den östreichischen Erblanden befinden sich zum mindesten 300000 Israeliten. In Ungarn und Böhmen waren sie schon seit lange häufig; aber mit Gallizien bekam der Staat auf einmal um 160000 solcher Geschöpfe mehr.

In Wien schweben ungefähr sechshalb hundert Judenseelen. Ihr einziger und ewiger Beruf ist zu mauscheln und schachern, und Geldmäkeln, und zu betrügen, Kristen, Türken, Heiden, ja sogar sich selbst unter einander. Die Judengasse, die Preßgasse, und die dortigen Winkel der Stadt, nennt man spottweise das Neue Israel; denn da wimmelts, beson-

bers gegen Mittag und Abends in der Dämmerung, von armen Beschnittenen, die nach hebräischen Accent Deutsch miteinander sprechen und zanken, und dieß mit solchem Eifer, daß ihnen der Geiser in den schmutzigen Bart fließt, und sie einander wohl auch unabsichtlich ins Gesicht speien.

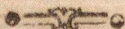
Dieß ist indessen bloß der bettelhafte Troß aus Kanaan, der an Schmutz, Unsauberkeit, Gestank, Ekelhaftigkeit, Armut, Schelmerei, Zudringlichkeit, und was etwann sonst noch die Eigenheiten des auserwählten Volks seyn mögen, nur noch von dem Gesindel der zwölf Stämme aus Galizien übertroffen wird. . . . Die Indischen Fakire abgerechnet, gibt es wohl keine Gattung von sein sollenden Menschen, welche dem Durangoutang näher kommt, als einen polnischen Juden. Die Wilden auf den Inseln der Südsee sind noch Stutzer gegen sie, wenn anders den Cookischen Abbildungen zu trauen ist.

Vom Fuß bis zum Hals voll Roth, Schmutz und Lumpen, in einer Art von schwarzem Sack steckend, der um die Mitte mit einem Gürtel gebunden ist, woran ein schmieriges Stück Riemen und einige Schnüre hängen, die, ich weiß nicht, welche göttliche Gebothe und Geheimnisse bedeuten sollen; der Hals offen und von der Farbe der Kaffern; das Gesicht bis an die Augen verwachsen, von einem Bart, der selbst dem hohen Priester im alten Tempel Grausen erregen würde; die Haare büschelweise verdreht, und in Knoten geknüpft, um die Schultern triefend, als ob sie alle die Polnische Plika *) hätten. . . . Ihr Geist, oder was etwa bey ihnen die Funktionen dieses Wesens verrichten mag, ist, nach dem Geständniß ihrer eigenen Landsleute, wo

S S S

mög=

*) Eine besondere Krankheit der Polen. Man sehe darüber Cope Reisen durch Polen Rußland ic.



möglich, in einem noch elendern Zustande als ihr Körper. — Wäre Swift jemals in Polen gewesen, ich würde glauben, er habe das Original zu seinen Yahoos von den dortigen Israeliten genommen. — Diese Geschöpfe kommen in den Zeiten der Jahrmärkte zu hunderten nach Wien, um Waaren einzuschachern, und in ihre Heimath zu bringen.

Hält man die reichern Juden von Wien gegen jene elenden Wichte, so sollte man freylich nicht glauben, daß sie des nämlichen Herkommens mit ihnen seyn. Die Familien der Arnsteiner, Weklar, Hönig 2c. sind bekannt. Sie haben sich durch mancherley Wege ansehnliche Reichthümer erworben; aber eben diese Gößen haben manche derselben von der Religion ihrer Väter abstrünnig gemacht: wozu auch der Umstand hilft, daß die Juden hier noch immer vom Ankauf liegender Gründe und unbeweglicher Güter ausgeschlossen sind; eine heilsame Verord-

nung

nung, wenn man das Beyspiel mancher Gegenden ansieht, wie daselbst durch ehemalige allzugroße Begünstigungen die Juden das Christenvolk verdrängen und drücken. Die zeitlichen Vortheile, welche unter der vorigen Regierung mit solchen Befehrungen verbunden waren; die minder lästige Lebensart der Christen, gegen die äusserst beschwerlichen Religionsgebräuche der Anhänger des Talmud gerechnet, und die engere Freundschaft, welche ein zum Christen gewordener Israelit mit den Vornehmen des Hofes und der Stadt knüpfen konnte, waren ebenfalls wichtige Beweggründe, aus dem Alten in das Neue Testament zu flüchten. . . . Die scheinbaren Absichten, mit denen einige christliche Priester an dieser Sache arbeiteten; und der Eifer, mit dem sich die frommen Damen und Kavaliere von Wien zum Taufstein drängten, um die Pathenstelle bey dem der wahren Religion gewonnenen Juden zu vertreten, gab jeder

sol-

solchen Bekehrung, woraus nur selten Erbauung entstand, doch immer ein feyerliches Ansehen.

Indessen sind, trotz großer Reichthümer, einige Familien doch der alten Theokratie getreu geblieben; und sind unter den buldsamen Wienern darum nicht weniger wohl gelitten. Man erinnere sich der bekannten Eskales, die, bey aller Unhänglichkeit an das Gesetz Moses, christliche Staatsmänner, Helden und Gelehrte bezauberte. Und die schöne Hebräerin **! macht sie nicht noch bis auf den heutigen Tag die Aspasia für unsere jungen Kavaliere und eleganten Herren? Anien vor ihrer Bundeslabe nicht um die Wette Anhänger des Papstes, Luthers, Kalvins, und der Englischen Kirche? . . . Freylich sagt man, herrsche in solchen Häusern ein Ton, mit dem ein orthodoxer Rabbiner nicht allerdings zufrieden seyn würde, aber wer bekümmert sich bey solchen Umständen.

ständen um den krausbärtigen Pedanten,
 der am Pentateuch und Talmud kânt!

Die Juden haben keine Synagoge in
 Wien; aber es steht ihnen frey, in ihren
 Wohnungen zu bethen, schreyen, Gri-
 massen zu machen, wie und so oft sie
 wollen. Die hier heurathen wollen, müssen
 ein Vermögen von 10000 Fl. aufweisen.
 Welche sich hier ansässig machen wollen,
 müssen vor der Polizey anzeigen, auf
 welche Art sie sich nähren können. Die
 fremden Juden, welche kommen, die Jahr-
 märkte zu besuchen, erhalten immer nur
 auf 6 Wochen Erlaubniß, hier zu bleiben;
 nach Verlauf dieser Zeit müssen sie sich
 von der Polizey neuerdings auf 6 Wochen
 Freiheit auswirken: eine gute Anstalt,
 um die Stadt vor dem allzugrossen Übers-
 lauf dieses Mäklergesindes zu bewahren.

Der alles reformirende Geist unsers
 rastlosen Zeitalters, hat sich auch an die
 Nachkommen Abrahams, Isaaks und Ja-
 kobs gemacht. Dohms Schrift: über

die



die bürgerliche Verbesserung der Juden, erregte viel Aufsehn; wenn aber öffentlichen Nachrichten zu trauen ist, so that sie selbst in dem Lande ihrer Entstehung wenig Wirkung. Schon vor Dohms's Abhandlung waren in Prag ein paar Kleinigkeiten über eben diesen Gegenstand erschienen. Sie machten Eindruck auf das Publikum, das war es alles. Die Gewaltigen der Erde kehren sich leider selten an die Stimme der Schriftsteller.

In den österreichischen Landen hat man indessen, ohne Rücksicht auf die Vorschläge der Gelehrten, einige Veränderungen mit der Judenschaft vorgenommen, welche Einfluß auf dieses Volk gewinnen müssen, wenn sie in der Praxis so gut ausfallen, als die Theorie derselben vielversprechend ist. Um dieses exotische Volk mehr an die Lebens- und Denkungsart der wahren Deutschen Nation zu gewöhnen, hat man ihnen befohlen, lauter bestimmte deutsche Familien-Namen anzunehmen.

nehmen; alle ihre Rechnungen, Synago-
gen = Bücher, Gerichtsbücher, Verträge,
Wechselbriefe, und überhaupt alle Arten
von öffentlichen Schriften, in deutscher
Sprache und mit deutschen Buchstaben zu
schreiben. Ihre Schulen in Böhmen,
Oestreich, Mähren, Ungarn, Gallizien etc.
sind auf dem Fuß der deutschen Normal-
Schulen eingerichtet, und es muß allent-
halben in denselben Deutsch gelehret wer-
den. In Gallizien hat man ihnen unter
vortheilhaften Bedingungen Grundeigen-
thum eingeräumt, und noch mehr ange-
boten, um sie an den Ackerbau und an
die Landwirthschaft zu gewöhnen. . . .
Senz Somborg, ein Schüler von Moses
Mendelssohn, und selbst jüdischer Abkunft,
hat die Aufsicht über alle Juden-Schulen
in dieser Provinz erhalten, um diese unbe-
schreiblich rohen Horden, so viel möglich,
anderen gesitteten Menschen etwas ähnl-
cher zu machen.

Ich meines Theils würde die Juden, wenn ihre Zahl so groß ist, wie in den östreichischen Erblanden, allen Pflichten den übrigen Unterthanen unterwerfen. Auch an den Militär-Stand würde ich sie gewöhnen. In Brandenburg läßt man die dort ansässigen Mennoniten nicht zahlreicher werden, und keine Proselitens machen, weil es ein blutscheues Völklein ist, das keine Kriegsdienste thut. In Ungarn hat man vor zwanzig Jahren aus gleichen Gründen die dortigen Mennoniten gezwungen, katholisch zu werden, um sie für den Staat gleich brauchbar zu machen. Warum sollen die Juden eine Ausnahme genießen? . . . Zu wirklichen Soldaten würde ich sie zwar nie nehmen, weil ich weiß, daß sie Feige sind, die so wenig kriegerischen Muthes und männlicher Zucht fähig werden, als ein Regiment Lappen oder Samojeden; die beim ersten Kanonenschuß das Gewehr wegwerfen und aus der Fronte laufen würden. Aber man neh-

nehme sie zu Fuhrknechten, zu Stückknechten, zu Regiments-Schneidern, Schustern, Bäckern 2c. Ihr Einwurf wegen der Heiligung des Sabbath's ist eine leere Ausflucht. Man hat in Preussen Soldaten gesehen, welche wirkliche Juden waren; im letzten amerikantischen Krieg hat der Ober-Rabbiner von Amsterdam seinen Religionsgenossen allgemeine Dispensazion ertheilt, daß sie als Soldaten bei der Armee, als Matrosen auf den Schiffen, und in andern Eigenschaften dienen konnten, ohne Sünde, ohne den Sabbath, ihre Kleidungsregeln, ihre Tischgesetze 2c. zu verletzen. Endlich haben sie ja Beispiele in der Bibel selbst. Fochten sie nicht unter den Maccabäern am Sabbath gegen ihre Feinde? *)

Man

*) Da dieses schon geschrieben war, erschien in der Wiener Zeitung, Nro. 41. vom 21. Mat 1788. folgender Artikel:

Das königl. gallizische Landesgubernium hat unter dem 8. April nachstehendes

Et

des

Man behauptet, daß die reichern Juden überhaupt stark anfangen, im Punkte ihrer Religion Freigeister zu werden, oder welches in ähnlichen Fällen eben so viel sagt, philosophischer zu denken. Allmählig wird sich dieses weiter verbreiten, und mit dem Sturz ihrer Vorurtheile werden sie auch gemeinnütziger werden. Um dieses zu beschleunigen, müßte man vor allem

des Kreis schreiben erlassen: „Damit die in diesem Königreiche so zahlreiche jüdische Nation für den Staat gemeinnütziger gemacht, und ihr zugleich die Gelegenheit verschafft werde, sich für das allgemeine Wohl zu verwenden, dadurch aber neue Nahrungszweige für sich zu erhalten, und zugleich an Aufklärung sowohl als an Verbesserung der Sitten zu gewinnen, haben Se. Maj. mittels Hofbefehls vom 18. Febr. d. J. gnädigst zu beschließen geruht, daß die jüdischen Unterthanen in Gallizien, und zwar gleich bei gegenwärtigen Kriegsumständen, zu den Militärdiensten verwendet, und daher künftig gleich den christlichen Unterthanen konskribirt werden sollen.“

allem ihre Rabbiner die eigensinnigsten, unwissendsten Leute unter der Sonne, mehr zur Vernunft bringen.

CXIX.

Nonnenkloster.

Die Einrichtung der kristlichen Nonnenkloster, so wie sie jetzt noch in den meisten katholischen Ländern bestehen, ist vom Grunde aus schief und verkehrt. Ich weiß nicht, in wie fern der Himmel an diesen Anstalten Wohlgefallen haben mag; aber so viel ist gewiß, daß die gesunde Philosophie und Staatskunst sie ganz unzweckmäßig, grausam und abentheuerlich findet.

Therese ist ein gutes, munteres Mädchen. Sie hat eine lebhaftere Einbildungskraft, aber sehr mittelmäßigen Verstand. Ihre Mutter ist ein frommes Weib, die eine weitläufige Verwandte in einem

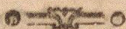
Nonnenkloster der Stadt hat. Der Vater
 gilt für einen vermögenden Mann. Mutter
 und Tochter besuchen die verwandte Nonne
 oft: man füllt dem Mädchen erst den Ma-
 gen mit Zuckerplätzchen und anderm süßen
 Nonnengebäcke, nach und nach den Kopf
 mit andächtlerischen Grillen. Die geistli-
 che Ruhme hat es der Abtissin gestekt,
 daß Theresens Vater Dukaten besitzt. Nun
 wird mit dem Pater Beichtvater ein Plan
 angelegt, das Goldfischchen einzufaschen.
 Die Versuche gelingen; das Mädchen wird
 allmählig so sehr für den Schleier erhit-
 zt, daß sie ihn selbst von ihren Aeltern ver-
 langt. Die Mutter ist zu fromm, sich
 dem vermeintlichen Beruf zu widersetzen;
 der Vater steht unter dem Pantoffel; nach
 sechs Monaten schleicht Thereschen in das
 Kloster, und bringt ihr reiches Erbtheil
 mit sich. . . Rosine ist die jüngere Toch-
 ter eines armen Edelmannes. Um dem
 Sohn, welcher Soldat ist, eine kleine
 Unterstützung neben seiner Gage zu ver-
 schaf-

schaffen, um die ältere Schwester mit dem
 Sohne eines Mannes verheirathen zu kön-
 nen, von dem man gewisse Protektionen
 hofft; muß Rosine auf ihr Erbtheil Ver-
 zicht thun, und Klosterfrau werden. . . .
 Leonore ist ein Mädchen voll Feuer, voll
 romantischer Bilder und Träumereien. Sie
 hat einen Liebhaber, der ihr empfindliches
 Herzchen bis zu Thränen der Wonne
 und Zärtlichkeit schmelzen macht. Möglich
 schlägt ihr Papa einen ganz unbekanntem
 Mann zur Heirath vor, denn es ist eine
 sogenannte gute Parthie. Schon der bloß-
 se Gedanke, ihrem Geliebten entrissen
 zu werden, macht, daß Leonore Kräm-
 pfungen bekommt. Während dieses Stur-
 mes erhebt sich ein noch ärgerer: unter
 einem sehr feichten Vorwand verläßt sie ihr
 Liebhaber. Nun ist sie in Verzweiflung.
 Unwissend, daß die Zeit solche Liebes-
 wunden bald heilt, spricht sie nun bloß
 vom Kloster, verabscheut alle Männer,
 bewegt die ganze Verwandtschaft und den

Gewissenrath vom Hause zu ihren Absichten; Papa wird vom göttlichen Beruf überwiesen, tritt mit dem vorgeschlagenen Freyer zurück, und Leonore vergräbt sich in eine Zelle. . . . Susanne lebt bei ihrer Mutter, einer Wittwe von vierzig Jahren. Diese ist die leibhafte Wohnung des Zankteufels. Susanne kann keinen rechten Schritt thun: alles an ihr wird getadelt, über alles wird gekeißt; sie hat weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe. Der Vertraute des lüsternden Weibes, ein vierschrötiger Kanzlei = Federfuchser, hilft getreulich dazu, Susannen zu foltern, um sie auf irgend eine Art los zu werden. Das gequälte Mädchen weiß keinen andern Ausweg, und flüchtet aus unerträglichem Gram in ein Kloster.

Man sehe in die geheime Geschichte der Nonnenklöster; man frage die meisten Eynonnen, welche offenherzig genug sind, die Wahrheit zu reden, und man wird finden, daß unter zwölf Mädchen immer
neun

neun bis zehn aus solchen oder ähnlichen Gründen in die Klöster kamen. Und was war dort ihre Beschäftigung? das unverstandene Breviar zu bethen; süsse Köchereien zu kochen; Amulette, Bilder, Skapuliere und dergleichen albernes Spielzeug zu verfertigen; Wallfahrten in einen Gartenwinkel oder auf den Dachboden anzustellen, mit den Oberinen und unter sich selbst zu zanken, eifersüchteln, beneiden, verläunden; halb mystische und halb irdische Liebeleien mit dem Beichtvater und andern Mönchen unterhalten; oder aus innern Gram und Verdruß über vereitelte Aussichten, zerschellte Hoffnungen, getäuschte Gefühle, in einer dumpfen Schwermuth dahin welken. Erzwungene Unthätigkeit, eine der schmerzlichsten Plagen für nicht ganz abgestumpfte Menschen, war in den meisten Nonnenklöstern allgemein herrschend. Auf dieses Weibervolk paßte eigenthümlich die Schilderei des Römischen Dichters:



Est — quaedam natio , gratis anhelans , occupata in otio , multum agendo nihil agens.

In Oestreich ward man endlich dieser Menschengattung und ihres vermeintlichen Berufes satt. Seit der gegenwärtigen Regierung sind alle Nonnenklöster aufgehoben worden , die sich mit blossem Chorsingen beschäftigten. Man hat nur zweierlei Orden beibehalten: den einen, dessen Schwestern Spitäler für arme Weibsteute unterhalten ; und den anderen , welcher sich mit Unterweisung der Mädchen abgibt.

Wien hat noch drei Nonnenklöster: die Elisabethinerinnen auf der Landstrasse, welche sich mit ihrem Krankenhause beschäftigen. Ihr Institut ist für die Menschheit heilsam, und ihre Bestimmung ehrenwürdig: bei unsern hochökonomischen Zeiten ist an solchen Zufluchtsorten für unglücklich Leidende eben kein Ueberfluß. Die Thätigkeit, mit der sich diese guten Schwestern

stern

stern ihrer Nebenmenschen annehmen, macht ihnen selbst ihre Lebensart erträglicher, und ihr Daseyn dem Staate gedehlich. . . . Die Ursulinerinen in der Stadt beschäftigen sich mit dem Unterricht bürgerlicher Mädchen; und die Salesianerinen auf dem Rennweg haben eine Erziehungsanstalt für adeliche Töchter. Diese Anstalten haben freilich von einer Seite etwas Gutes, und können das Fortdauern dieser Klöster einigermaßen rechtfertigen; indessen ist es ein bekannter, aber nicht ungegründeter Einwurf, daß die Nonnen = Erziehung immer etwas schiefes hat, und auf die meisten Mädchen Ein drücke macht, Begriffe und Gewohnheiten bei denselben zurückläßt, welche in der Folge manchen ehrlichen Mann die gewöhnlich sehr mit Kleinlichkeiten beschäftigte Kloster = Erziehung verwünschen machen. . . . Der Gebrauch, junge Mädchen haufenweise in die Klöster zusammen zu sperren, ist vermuthlich aus Frankreich

zu uns gekommen, taugt aber deswegen um nichts mehr. Der wissenschaftliche Unterricht in diesen geistlichen Kosthäusern läuft gewöhnlich auf eine Gedächtnisssache hinaus, und das Aufgefasste fertig herunter zu plappern. Gibt man die Mädchen hinein, um ihre Unschuld desto sicherer zu bewahren, ihnen Sitten und Lebensart beizubringen: so fällt die Wirkung oft noch schlechter aus, als im Unterricht. Was die Lebensart betrifft: so sind die meisten aus diesen Klosteranstalten kommenden Mädchen entweder sehr blöde und Menschenscheu, oder so verschmizt, ränkevoll, und bösherzig, daß sie sogar zum Sprichwort geworden sind.

Es war dem deutschen Publikum auffallend, da es vor ungefähr zwei Jahren in der Wienerzeitung las, daß man fünfzehn Sakraments-Nonnen aus Frankreich habe kommen lassen, um sie in Lemberg bei der Erziehung des jungen weiblichen Adels zu gebrauchen. Leider ist dort eine
fol-

solche Stiftung von der Französin La Grange, nachheriger Gemahlin Johannes Sobiesky, angelegt. Allein die naserweisen Franzmänninen machten einen solchen tobenden Lärm, und brachten alles in eine solche Unordnung, daß man sie nach einem Jahre fein sauber wieder alle abdanfte, und ganz in der Stille dorthin zurück spedirte, woher sie gekommen waren.

Man erlaube mir einen Vorschlag: da die Stiftung der beiden hiesigen Nonnenklöster zur Mädchen-Erziehung bestimmt ist, so verwandle man diese Häuser vollends in weltliche Institute, wie das schon bestehende Mädchenpensionat ist. Diese Verwandlung wird und muß unfehlbar Vorzüge über das geistliche Institut haben.

Es leben in Wien viele Ex-Nonnen. Sie haben sich zu ihren Verwandten, Bekannten, oder ihrer zwei und drei zusammen gezogen, und genießen in der Stille
ihre



ihre Pensionen. Es ist zu bedauern, daß der andächtige Eigensinn von ein paar Btschöfen ihnen die förmliche Befreyung von ihren ehemaligen Gelübden verweigert hat. Wie manchen Reichen und Vornehmen hat man schon von den feierlichsten Gelübden, selbst vom Priesterstand, zur Ehe losgesprochen! . . . Bei den Nonnen aber weder Geld noch Einfluß zu erhaschen; und so wäre es freilich himmelschreiend, ihre Gelübde aufzulösen. Dieses Benehmen gibt eine neue Bestätigung über den verächtlichen Geist derjenigen, welche die Religion zum Vorwand ihrer herrschsüchtigen und eigennütigen Absichten misbrauchen.

CXX.

W e i n e.

Inländer haben es im Auslande, und Ausländer bei Uns gefunden, daß die Deutsche, und vorzüglich die Wienerische Küche die beste, die nahrhafteste, aber auch die schwelgendste sey. Der Engländer begnügt sich mit seinem Roastbeef, der Franzose mit einem Hammelsbraten und ein paar kleinen Pasteten; der Italiener mit einem in Del gebackenen Meerfisch und seinem Strachino. Der Wiener aber liebt die Menge der Schüsseln; vom Auerhahn bis zur Taube, von der Forelle bis zum Thunfisch, muß alles Geflügel und das ganze Reich der Fische seinen Tisch mit Lekerbissen versehen. Seine Brühen sind kräftig und schmackhaft; dieß beweisen die vielen Podagrissen, welche man hier häufig findet.

Seine Eßgelage wären unvollkommen, wenn nicht gute Weine den Rizel des Gaumens vermehrten, und die Verdauung der Mittagstafel für das Nachtmahl befördern halfen.

Der patriotisch gesinnte Trinker schätzt seinen alten Landsmann mehr als alle jene Weine, welche in Frankreich und Italien gekeltert werden. Die Gebürge um Wien, Grinzing, Nußdorf, Bisamberg, Brunn und Gumpoltskirchen, versehen ihn mit Weinen, die in ihrem zehnten Jahre 14 bis 15, und in ihrem zwanzigsten 30 und mehr Gulden, der Eimer, gelten. In seinen spätern Jahren vergleicht man ihn mit Recht dem Nebenfaß, welcher am Rhein gepreßt wird. Aerzte verordnen ihn schwächlichen Greisen, und gegen Magenkrankheiten; und selten ohne Wirkung.

Der Vorwurf, daß der Deutsche, und vorzüglich der Oestreicher, ein Säufer sey, ist alt, aber in unsern Zeiten etwas über-

trie-

trieben. Der Deutsche ißt mehr und ißt
 besser, als seine Nachbarn: daher trinkt
 er auch mehr. Laßt dem Engländer sei-
 nen Spleen mit seinem Porter, dem Franz-
 zosen, wenn er welchen hat, mit einem
 Gassenlied, dem Italiener mit einer Be-
 schwörung der Heiligen versagen. Warum
 sollte der gastfreie Deutsche nicht mit ei-
 nem Glas alten Wein unter freundschaft-
 lichem Gespräche sich guten Muth und
 gutes Blut schaffen! . . . Wundert euch
 daher nicht, wenn ihr biedre Wiener in
 einer Schenke bei einer Flasche mit schon
 grünlichem Destreicher gefüllt beisammen
 seht. Ihr möget wohl eine halbe Stun-
 de horchen, und ihr hört nur Lobgesänge
 auf den Gott des Weines. Anfangs wird
 der Reihe nach gekostet. Jeder hat seine
 eigne Art, die ersten Tropfen mittels sei-
 ner Zunge auf die Kapelle zu bringen.
 Auch der geübteste Kenner wagt es nicht
 gleich mit seinem Urtheile herauszuplazen:
 er prüft, überlegt, und sagt dann in fro-
 hem

hem Ton: der Wein ist gut! oder: er ist milde! . . . Darauf folgt eine Litanei von Lobsprüchen auf den Wirth. Oft wird wohl so lange getrunken, bis man den Werth des Weines nicht mehr bestimmen könnte. Man geht unter Verdauern, daß alles vergänglich sey, tanzend nach Hause, sich freuend auf den künftigen Abend, um wieder von dem Mutterfäßchen zu kosten.

Die Verschiedenheit der Stände verursacht auch die Verschiedenheit des Getränkes. Der Adel, der Bürger, der Beamte, der gemeine Mann, trinkt ungleiche Weine, und in ungleichem Maße.

Der hohe Adel, welcher sich des Tages wohl zehnmal auf das Einfuhrverboth der fremden Erzeugnisse erinnert, fühlt auch das Verboth der Weine mit großem Schmerz. Man erblickt jetzt nur noch selten auf den Tafeln der Grossen die Spanischen Weine, welche die schlappen Nerven durch ihre würzhafte Stärke aufrichten;

ten; selten den Burgunder, der, selbst mit Uebermaß getrunken, dem Kopf nicht schmerzhaft ward; selten den Schampagner, der den Wiß gähren machte. Sechszig Procent, und die Eingabe des Namens bei Seiner Majestät, von dem, der sie vom Auslande kommen läßt, haben ihren Gebrauch vermindert.

Ihren Platz ersetzen nun Hungarische Weine, welche die Gebürge von Tokai, Erlau, Schumlau, Nesmill, Siklos, Szeffzard, St. Georg und Menisch erzeugen. Die Gaumen gewöhnen sich daran, und man fängt an, vorzüglich den sogenannten Ausbruch der zwey letztern gut zu finden. . . . Die Aerzte empfehlen besonders den Wiener Wein, ebenfalls ein Hungarisches Gewächs: sein Saft verbindet die Säure des Oestreichers mit dem Feuer seines Vaterlandes in einem der Gesundheit zuträglichen Grade. Die Damen halten sich mit dem Tokaier schadlos, den man aber fast nirgend als bei Hofe,

und in wenigen Herrschaftshäusern ächt trinket. Für den Hof werden jährlich 60 Antheile *) geliefert; und der Adel zieht ihn auf seinen eignen Weinbergen. Die Trautsohnsche Familie besaß die besten Gebürge: als diese erlosch, wurden dieselben unter mehrere Besitzer vertheilt. Für Schwäche und Krämpfe des Magens ist dieß der beste Wein: sein Feuer ist angenehm von seiner Süße gemildert. Im Auslande schätzt man ihn so hoch, daß der k. k. Hof jedes Geschenk mit nichts angenehmem zu erwiedern wußte. Der Rußische Hof hatte sogar eigne Weingebürge in der Nachbarschaft von Tokai an sich gebracht, und, welches ein seltnes Schauspiel ist, hielt daselbst, mitten in Hungarn, eine Rußische Garnison von 30 Mann samt einem Offizier, um die

kost-

*) Ein Anthal oder Antheil hält anderthalb Eimer, oder 60 Maß.

kostbaren Trauben Tag und Nacht zu bewachen, von denen, wie man sagt, nur seine Lieblinge an der Mewa zu kosten bekamen.

Es wäre wunderbar, wenn der Weinhandel vom Betrüge frei geblieben wäre. Daher rathe ich Euch, lieber gar keinen Tokaier zu trinken, wenn Ihr ihn nicht aus einem hungarischen Herrschaftshause bekommt. Die Weinhändler haben die Kunst erfunden, ihn aus getrockneten Beeren mittels Syrupus zu bereiten. Ihr verderbt euren Magen noch mehr, dessen Schwäche Ihr doch tilgen wolltet. Wenn Euch eine Flasche Tokaier um 1 oder 2 Gulden angebothen wird, so kauft ihn nicht, und trinkt lieber einen gewöhnlichen hungarischen Wein, oder guten Oestreicher.

Der Adel trinkt meistens zu Hause, oder bei denen, mit welchen ihm sein Wappen umzugehn erlaubt. Doch wagen sich einige junge Kavaliere manchmal über

den Rand ihres Diploms hinaus, und besuchen die ansehnlichen Gewürzläden. Neben den Hungarischen werden auch einige süsse Weine aus Friaul, Istrien, der Lombardei und Toscana getrunken. . . , Seit der stets mehr um sich greifenden Brittensucht, hat man sich stark an den Punsch gewöhnt: welcher statt des Rum's und Rake hier oft mit gutem hungarischen Slivovicza (Pflaumenbranterwein) zubereitet wird: selbst Fräuleins geben schon Punschgesellschaften.

Beamte und Bürger eilen beinahe um die nämliche Stunde zum Weine: der erste verläßt sein Schreibpult, wenn sich die Vorgesetzten entfernen, und dieser schließt seinen Laden, wenn ihn die Dämmerung keine Besuche mehr hoffen läßt. Beide suchen sich den Schweiß ihres Angesichts in ihren gewählten Gasthose bei ihrer gewöhnlichen Gesellschaft zu trocknen. Der Bürger steht besser als der Beamte; daher begnügt sich dieser mit Wein

zu 16 Kreuzer die Maß, indessen der Bürger an einem Abend von 24 bis 48 Kr. alle Preise durchkauft.

Der Beamte spricht von seinen Geschäften, schimpft auf diesen oder jenen dummen Streich seines Obern, und bemüht sich, die erhaltenen Verweise mit einem Gläschen aus dem Gedächtniß zu schwemmen. . . . Der Bürger fängt mit einer kleinen Prellerei an, die er in seinen Handlungsgeschäften den Tag über gespielt hat; kommt dann, wenn ihn der Wein von seinem Spekulationsgeist wegführt, auf die Verordnungen des Landesfürsten: von denselben geht er ins Parlament nach London, oder in die Stube der Notabeln von Frankreich; vergleicht wohl gar die Regierungsformen. Da ist man nun gewöhnlich einer entgegengesetzten Meinung: der Stahlarbeiter vertheidigt die Engländer, der Galanteriehändler die Franzosen, der Gewürzkrämer hält es mit den Holländern; und der

getaufte Jude mit den Portugiesen. Man zankt, und geht trotzig nach Hause, kommt aber des folgenden Tages wieder, und sitzt um die nämliche Stunde auf dem nämlichen Platz. . . . Der gegenwärtige Türkenkrieg ist einer der glücklichsten Zeitpunkte für die Wirthe. Der Beamte trinkt nun ein Glas mehr, weil er seinen guten Freunden seine Nachrichten mittheilt, die er aus dem Cabinet zu haben glaubt. Der Bürger kommt mit einigen Zeitungsblättern, man liest sie erst der Reih nach, und urtheilt dann darüber. Der Helden Gesundheit wird getrunken, über ein mißlungener Angriff bekräftelt. Pläne werden gleich auf dem Tisch gemacht: Gabeln sind spanische Reiter, Semmeln Festungen, Gläser Schanzkörbe; die Flüsse werden mit Wein auf dem Tisch gezeichnet, und Brosamen formiren die Armeen. *).

Der

*) Dieses Bild ist nicht von meiner Erfindung. Der berühmte Dichter Rabelais hat

Der gemeine Mann hat keine gewöhnliche Stunde ; er fängt Morgens an, die Wirthshäuser zu besuchen, und hört Abends auf. Die geringste Klasse steigt in die unterirdischen Keller, und trinkt dort Wein für 6 und 8 Kr. Die Tagelöhner und Zimmerleute reden vom Bauern, mitunter auch vom Kaiser und Papst; die Handwerksbursche von ihrem Gewerbe, ihrer Meisterinn, und ihren Wanderungen; und die Liverey spricht Böses von ihrer Herrschaft. Der Pöbel läuft auch, um wohlfeiler zu trinken,

U u 4

wohl

hat es schon aufgestellt. Die von Troja zurückgekommenen Griechen thaten eben das, was die Wiener, und ich glaube jedes Volk, bey einem ihm wichtigen Krieg thut:

Pingit et effuso Pergama tota mero:
 Hac ibat Simois, hic est Sigeia tellus,
 Hic steterat Priami regia celsa senis.
 Ovid. Epist. Heroid.

wohl eine Stunde vor die Linien auf die Döfer hinaus.

Die besten innländischen Weine bekommt man in den Kellern der noch nicht aufgehobenen Klöster. Die Benediktiner von Moll, die Chorherren von Klosterneuburg, die Varnabiten zu St. Michael &c. sind Weinändler.

Die hungarischen Weine liefern am besten Himmlly im Trattnerschen Hause, und Hammer zum rothen Jgel; die Friaulischen und Italienischen der Gewürzhändler Patuzzi zur weissen Rose, und Kapler zum Kameel.

In den berühmtesten Gasthöfen bekommt man nur mittelmässige Weine; der theuerste ist kaum die Hälfte des Preises werth. Der Gastgeb will durch den Weinschank die Kosten der Küche ersetzen; er wässert und färbt also nicht selten seine Getränke.

Auch auf Rechnung der kaiserlichen Familie wird in dem sogenannten Familienhause am alten Fleischmarkt Wein geschenkt. Er ist gut und wohlfeil, daher auch der Absatz davon ausserordentlich stark ist, und des Jahres wohl 50000 Fl. einbringt.

Die gräflich Schönbornische Familie ließ ehedem auf ihre Rechnung Rheinwein kommen. Wenn ich nicht irre, so hat die erhöhte Mauthtaxe sie bewogen, gegenwärtig dieses Geschäft einzustellen: ein unangenehmer Umstand für alle Liebhaber des Rheinweins, welcher ächt und gut dort zu haben war.

CXXI.

Stephans-Kirche.

Diese gothische, finsiere Steinmasse; mit ihrem spizen Dach, ragt über alle Gebäude der Stadt empor. Sie hat den

Rang vor allen übrigen Kirchen Wiens, weil ein Erzbischof und ein Domkapitel von ihr den Titel führen, und weil sie der Hof einigemal des Jahrs mit seiner andächtigen Gegenwart beehrt. Ihre Bauart und ihr inneres Aussehn ist bekanntlich nicht nach dem Schönheitsmaß der ächten Architektur, die man an den Kunstwerken Italiens bewundert. In diesem Betracht verdiente die Kirche des heil. Karl auf der Wieden den Vorzug: denn diese ist eigentlich die geschmackvollste, regelmässige Kirche von Wien.

Die Stephanskirche ist ganz von Quadersteinen erbaut, hat bloß marmorne Altäre, und einige ziemlich gute Altarblätter. Ihre Länge beträgt 342 Fuß, die Breite 222, die Höhe 79. Hieraus sieht man, daß sie für die Hauptkirche einer solchen Stadt eben nicht sonderlich groß ist.

Das wichtigste Denkmal in derselben ist das Grab des für das östreichische Haus unvergesslichen Helden Eugen von Savoyen. Man schlug diesem Prinzen in Frankreich ein Dragoner - Regiment ab, um das er anhielt: aus Verdruß verließ er nun Paris, und gieng in kaiserliche Dienste. Wie sehr mußte es der stolze Ludwig bedauern, diesen Mann beleidigt zu haben! . . . In welche Lage würde Oestreich ohne die Siege bei Hochstädt, Turin, Ramillies, Zenta, Belgrad ic. gekommen seyn! . . . Daß er nicht bloß Held, sondern auch Kenner der Künste und Wissenschaften war, beweisen die von ihm aufgeführten Gebäude, die von ihm erhaltenen litterarischen Schätze in der Hofbibliothek. Daß er auch Staatsmann war, beweist seine Behauptung, die er noch kurz vor seinem Tode (20 April 1736) vor Karl dem VI. that:
„ der Kaiser sollte seiner Erbin Maria
„ Theresia statt der pergamentenen prag-

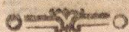
„ mas



„ matischen Sanktion eine Armee von
 „ 200000 Mann hinterlassen. “ Mit
 „ den Aufopferungen, welche Karl für die
 scheinbare Garantie jener Sanktion ma-
 cher mußte, hätte er wohl den Rath Eu-
 gens befolgen können.

An einer andern Stelle ist ein Grab-
 mal, das in seiner Art ebenfalls merk-
 würdig ist. Dort ruht ein ehemaliger
 Domprobst von Wien. Der Mann war
 Hofnarr bei Kaiser Maximilian, und be-
 gleitete ihn auf seinen Reisen. Die Nie-
 derländer, dieses von jeher zu Meute-
 reien und Unruhen geneigte Volklein, trie-
 ben bekanntlich ihren Freiheitseifer in je-
 nem Zeitpunkt so weit, daß sie Maximis-
 lianen förmlich gefangen setzten. Der Hof-
 narr, ein feiner Kauz, half seinem Herrn
 aus diesem unwürdigen Behältniß ent-
 kommen; und zur Dankbarkeit machte ihn
 Maximilian in der Folge zum Domprob-
 ste von Wien, wo er starb, und in sei-
 ner Domkirche begraben wurde.

In der alten Geographie zählte man den berühmten Stephansthurm unter die wichtigsten Dinge von Wien; in der Welt der Handwerksbursche ist er es noch. Dieser piramidenförmige Kunstfels hat 445 rheinische oder $434 \frac{1}{2}$ östreichische Werkshuhe; die Ziffer an dem Uhrblatte desselben sind 2 Fuß lang. In der letzten Belagerung der Stadt, welche größtentheils durch die intoleranten Ränke der Jesuiten veranlaßt wurde, mußten Tag und Nacht zwei Väter dieses löblichen Ordens auf diesem Thurme Schildwache halten, und mit optischen Instrumenten die fernern Bewegungen der feindlichen und freundlichen Truppen auspähen, bei welchem Geschäfte ihnen die türkischen Kanonenkugeln manchen reumüthigen Stoßseufzer über die mißgedeuteten Absichten der ehrwürdigen Gesellschaft mögen ausgepreßt haben. Nachdem man die Belagerung abgeschlagen, und in den darauf folgenden glüklichen Feldzügen manche tür-

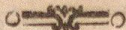


türkische Kanone in kristliche Hände gebracht hatte, verwandte man sie zu ganz kristlichem Gebrauche, goß daraus eine schöne Glocke, von 10 Fuß in der Höhe, und 354 Zentnern am Gewicht, und hing sie in diesen Thurm, von woher sie nun bei vornehmen Todesfällen und hohen Kirchenfesten langsam und majestätisch brummt.

Darf ich den Papst einläuten lassen? fragte A. 1782 Kardinal Migazzi den Kaiser. — Warum nicht! versetzte der Monarch: die Glocken sind ja Ihre Artillerie. . . . Der hiesige Brummer ist unstreitig eines der größten Artilleriestücke der kristlichen Geistlichkeit.

Wie sich indessen die Zeiten ändern! vor hundert Jahren goß man aus Kanonen Glocken; heute verwandelt man die geistliche Artillerie wieder in weltliche, und gießt aus Glocken Kanonen.

Die Stephanskirche steht auf einem sehr günstigen Standpunkt: man könnte rings um sie einen der angenehmsten und regelmässigsten Plätze von Wien herstellen. Auch sind dazu schon einigemal Vorschläge gemacht worden. Es sollten vorne die sechs oder sieben elenden Buden weggerissen werden; die im Quadrat herumliegenden Gebäude sollten mit einer Art von Bogengang verziert, und die äussere Seite der Domkirche, gegen die Strasse zu, eine ihrer würdige Verschönerung erhalten. Dieß würde freilich der Stadt eine Bequemlichkeit und Zierde mehr verschafft haben; da sich aber die Kosten der Unternehmung im Anschlage auf einige hunderttausend Gulden beliefen: so fand man schon damals, selbst in den Zeiten der freigebigen Maria Theresia, Schwierigkeiten; und in der jetzigen ökonomischen Epoche ist es um so minder zu erwarten. Vielleicht erleben unsere Urenkel einst noch die Freude, unter einer Kolonade oder Lindenallee



allee rings um die Stephanskirche spazieren zu können.

CXXII.

G a r n i s o n.

Die Besatzung von Wien besteht gewöhnlich aus 2 Bataillonen Grenadiers, 6 Bataillon Füseliers, I Regiment Artillerie, I Regiment Kavalerie. Die vier Leibgarden, das Ingenieurkorps, das Bombardierkorps, das Fuhrwesenkorps, das Invalidenkorps ic. machen ebenfalls einen Theil des hier anwesenden Militärstandes aus. Die Kriegskanzlei, mit ihrem Personale von ungefähr 700 Beamten, besorgt und leitet alles was Uniform trägt.

Die Stadt Wien, sammt ihren Vorstädten, ist dem Infanterie = Regiment Preiß als Kanton, zur Rekrutirung angewiesen.

Das

Das Spektakel einer Wachparade, welches in Berlin, Dresden, München, Hannover, Braunschweig, Kassel, Stuttgart, ja sogar in den Residenzstädten einiger Deutschen Bischöfe, zum Theil die tägliche Unterhaltung der Schönen Welt macht, sieht man in Wien nicht. Da die öffentlichen Plätze ohnehin nicht sehr geräumig, und stets mit Menschen, Wägen und Waaren bedekt sind, so würde der tägliche Aufmarsch von 500 bis 600 Mann, durch die um Mittagszeit wimmelnden Gassen, das Gedräng nur noch grösser machen. Ueberdies ist der Hof, der einzige allenfalls zu dieser Parade taugliche Platz von so unebnem Boden, daß er die Truppen immer etwas an der Übereinstimmung der Manoeuvres hindern würde. Um diesem auszuweichen, hat man die Wache einst eine Zeitlang auf der grossen Bastion ausser der kaiserlichen Burg, ein andermal auf der Esplanade in Paradeform aufgeführt. Beides gab man

wieder auf, vielleicht auch darum, weil einige Divisionen des auf die Wache ziehenden Korps ohnehin von den Kasernen aus gegen drei viertel Stunden bis auf ihre Posten zu marschiren haben, und durch die Parade noch länger aufgehalten würden.

Gegenwärtig zieht täglich um 11 Uhr eine Kompagnie Grenadiers mit Fahnen und Regimentsmusik zum Burgthore ein, und besetzt die Burgwache, wo zwei Kanonen stehn. Ein Korps Fußeliens zieht in Ordnung auf die Hauptwache an der Kriegskanzlei, wo immer vier Kanonen stehn.

In manchen Städten Deutschlands sind die Soldaten dem Publikum nicht wenig überlästig, indem sie theils betteln, theils stehlen, theils sich mit einer übertriebenen Dienstfertigkeit allenthalben und an jedermann dringen, theils an öffentlichen Erustigungsplätzen und auf Strassen, durch Ausschweifungen oder den gewissen über-

übermüthigen Soldatenton den übrigen Ständen ihre Ruhe und Freude stören. In Wien ist dieß nicht so. Außer den Wachthäusern, und in der Nähe der Kasernen, sieht man allenthalben äußerst wenig Soldaten, besonders in der Stadt selbst. Ein Beweis, daß man die Leute hier gut in der Ordnung zu halten weiß, und eine Anstalt, die allenthalben nachgeahmt zu werden verdient. Auch die ekelhafte Strafe des Spizruthenlaufens, die man an vielen Orten auf den Hauptgässen der Städte an Ausreißern und andern militärischen Verbrechern vollziehet, wird hier ganz stille in den Höfen der Kasernen abgethan.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß der Soldatenrock seine Eigenthümer gewöhnlich ein bißchen hochherzig mache, besonders in unsern neuern Zeiten, wo so viele Staaten ganz in die militärische Form gegossen werden, und wo so mancher Landesfürst sich immer und allenthalben



in der Uniform zeigt. Mirabeau sagt vom verstorbenen Preussischen König Friedrich: „Il a eu la manie de ne jamais
 „ quitter l’uniforme, comme s’il n’étoit
 „ le Roi que des Soldats: & ce costume légionnaire n’a pas peu contribué
 „ à décréditer les officiers civils. Comment n’a-t-il pas senti qu’il est à jamais impossible au Gouvernement de rendre estimables des hommes auxquels il ne veut point montrer d’estime? *) — So sehr Mirabeau gewöhnlich zu weit geht, hat er hier doch
 nicht

*) Er hatte den Sparren, stets in Uniform zu gehen, als wenn er bloß der Soldaten König war: und diese Kleidungswahl hat nicht wenig beigetragen, die Staatsbeamten ausser Achtung zu setzen. Er sollte doch wohl bemerkt haben, daß es auch einem König unmöglich ist, Leute, in den Augen des Publikums schätzbar zu machen, denen man selbst keine Achtung zeigt.

nicht ganz Unrecht. . . . Das übertrie-
 bene Soldatensystem im heutigen Europa,
 welches wir leider jenem Friderich zu ver-
 danken haben, macht, daß sich jeder Fah-
 nenkabet um viel besser dünkt, als der
 arbeitsamste Bürger; und nichts geht ge-
 wöhnlich über den eingebildeten Selbst-
 stolz eines neugebacknen Fähndrichs ober
 Lieutenants, der als kommandirender
 Offizier mit einer halben Kompagnie auf
 einem Dorf oder Flecken in Kantonnirung
 liegt. Für diese Herren ist nichts heilsa-
 mer als die Zeit des Lagers; dort werden
 sie etwas zu sich selbst gebracht. Man
 sehe sie bei Minkendorf oder Prag, wo
 der Kaiser, wo die Laschy, die Hadick,
 die Laudons vor der Fronte stehn! da
 verschwindet der noch gestern hochtraben-
 de Dorffkommandant wie eine Kulle vor
 dem Abglanz jener Helden. . . Auch die
 Garnison von Wien trägt gut zur Bil-
 dung solcher Herren bei: Sind sie Leute
 von Kopf, sind sie bescheiden, verstehen

sie Lebensart, so schätzt man sie. Wollten sie aber durch Unbescheidenheit oder Großmacherei sich in Respekt setzen, so belacht man sie, und läßt sie in ihren Kasernen schmorren.

Die Garnison von Wien scheint bloß zur Parade da zu seyn. Ehe nicht der ganze national Karakter eine andere Stimmung bekommt, werden die Wiener nie eines militärischen Zaumes nöthig haben. Seit dem Tumult vor des Feldmarschall Seckendorfs Wohnung i. J. 1738, hat es nur ein einzigmal einen kleinen Studentenlärm gegeben, wo man unnöthiger Weise Kavalerie anrücken ließ, da man die jungen Draufschöpfe mit einer Wasserspritze hätte auseinander jagen können.

Es ist nun bald ein Jahr, daß die Thore der Stadt ohne Wache sind, und sie werden es vermuthlich den ganzen Türkenkrieg über bleiben. Ein neuer Beweis, daß man die hunderttausende von rüsti-

gen

gen Männern wenigst einen Theil des Jahrs wohl besser beschäftigen könnte, als sie auf den Stadtwachen herum liegen zu lassen. Die römischen Soldaten machten in Friedenszeiten Landstrassen und Wasserleitungen, und verloren nichts von ihrer Tapferkeit dabei. Vielleicht daß auch unsere Strassen wieder durch die Armee hergestellt werden, wenn sie zum Vortheil der Pächter werden halb unbrauchbar seyn.

Eine neuere gute Anstalt zur bessern Nachbildung des Soldatenstandes, sind die Erziehungshäuser für Soldatenkinder. Diese Geschöpfe, welche ehemals meist dem zwecklosesten Leben, der Dürftigkeit und dem Zufall überlassen waren, werden nun mit Sorgfalt zu dem Beruf ihrer Väter nachgezogen: man lehrt sie lesen, schreiben, rechnen, ein bißchen zeichnen und Meßkunst, was nämlich ein guter Unteroffizier zu seinem Stande braucht. Sie leben kasernenmässig beisammen, haben

stärkende Leibesübungen, müssen schon in den frühesten Jahren militärisch stehen, gehen, liegen &c. Da sie auf diese Art neben der Trommel aufwachsen, nichts anderes sehen, hören, noch kennen lernen, als Soldaten = Leben, Soldaten = Beschäftigungen, Soldaten = Pflichten, und Soldaten = Vortheile: so darf der Staat an ihnen einen Nachwuchs von Korporalen und Feldwebeln erwarten, welcher den österreichischen Heeren noch einen Grad von Stärke und Vollkommenheit mehr geben wird.

CXXIII.

Der Augarten.

Dieser Lustplatz ist für Wien ungefähr das, was die Thuilleries für Paris sind. Er liegt der Stadt nördlich, am Ende der Leopoldstadt, folglich auf der grossen Donau = Insel, und hat mittels zweier
 Alleen

Alleen Gemeinschaft mit dem Prater. Er macht ein beinahe regelmäßiges Viereck, gränzt gegen Süden und Osten an die Leopoldstadt, gegen Westen an den Lustwald Brigittenau, gegen Norden an einen Arm der Donau. Sein Flächen-Inhalt beträgt ungefähr 164000 Quadrat-Klafter.

Der Eingang ist an dem Winkel, den die Süd- und Ost-Seite machen. Ueber dem Mittelthor steht mit grossen deutschen Buchstaben die allenthalben bekannte Aufschrift:

Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.

Aussen vor diesem Eingange müssen alle numerirte Wägen — die Fiaker nämlich — halten, und nur Herrschaftswägen, oder die als solche gelten, dürfen in den grossen Hof einfahren, der mit einer vierfachen Allee besetzt ist, und vorne an der

Fronte das Gartengebäude hat, worinn zwei grosse Speise- und Tanzsäle, ein Billardzimmer, und noch ein paar Nebenzimmer sind. Man speist hier zu verschiedenen Preisen, und wird mit den gewöhnlichen Sommer-Erfrischungen bedient, wovon der Preis an den Wänden geschrieben ist.

Der Garten hat weder Wasserkünste, weder Grotten, Statuen, noch andere Verzierungen, die man sonst in berühmten öffentlichen oder Privatgärten findet. Dem ungeachtet ist es ein höchst angenehmer Versammlungsplatz, der auch ohne verschwenderischen Aufwand von Kunst seinem Zweck vollkommen entspricht: nämlich der zahlreichen schönen Welt der Kaiserstadt den Genuß von Schatten, angenehmem düftendem Grün, und frischer reiner Luft zu gewähren. Er hat einige sehr schöne schattenreiche Alleen, und andre Abtheilungen von Bäumen und Strauchwerk.

Wenn

Wenn man durch das Gebäude gegangen ist, hat man rechts das ganz einfache Wohnhaus des Kaisers, mit einem kleinen Blumengärtchen; gerade vor sich hin über die Donau eine Meilenlange durch Waldungen gehauene Allee, deren Perspektiv sich mit einer Dorfkirche endiget; links durch den Garten eine erhabene Terrasse, wo man eine romantische Aussicht an den Fuß des Kahlenberges mit den benachbarten Winzbergen, Dörfern und Landhäusern genießt.

Der größte Schmuß des Augartens in der schönen Jahreszeit ist das ihn besuchende Publikum. Ausgeschlossen wird gesetzmässig Niemand. Da der Pöbel aber neben den unzähligen reich und schön gepuzten Weibern und Männern eine gar elende Figur machen würde, so bleibt er von selbst weg. Gesellschaft trifft man alle Tage daselbst an, besonders Morgens und Abends. Doch ist an Sonntagen und an Feiertagen der Besuch am zahl-

zahlreichsten, weil eine Menge von Leuten, welche die Woche über in den Kanzleien und Kaufmannsgewölben sitzen, an solchen Tagen freie Muße hat; hauptsächlich aber, weil man bei dem grössern Zusammenfluß von schöner Welt, an solchen Tagen mehr den allgewünschten Zweck erreicht: „zu sehen, und gesehen zu werden.“ . . . Da rauschen tausend seidne Frauenzimmer-Schleppen die Alleen auf und ab, und neben ihnen her trippeln die Stutzer, mit dem Blik des Muthwillens, und der Schäckerei, oder mit jenem gieriglauschenden der Sehnsucht und des Schmachstens nach Erhörung oft wiederholter Seufzer. Es ist eine wahre Augenweide für den kaltblütigen Zuschauer, wie das erhitzte Blut die jungen Leutchens umtreibt; wie man rennt, einander jagt, aufsucht, Winke und Bestellungen gibt, Plane zu lang gewünschten Schäferstunden macht, und was des Minnespiels mehr ist.

Manch-

Manchmal, in den erstern Tagen des Frühlings, oder gegen das Ende des Herbstes, wenn die vornehme Welt noch nicht auf dem Lande, oder schon wieder von demselben zurück ist, wird das Gedränge im Augarten so groß, daß man, wie auf den volkreichsten Strassen der Stadt, an- und gegen einander rennt, Stöße und Fußtritte, und zerrissene Kleidungsstücke und verdorbene Frisuren davon trägt. Man verliert einander plötzlich durch eine augenblickliche Wendung, und findet sich erst nach stundenlangem Suchen, oder gar nicht wieder.

Wenn der Kaiser in Wien ist, mischt er sich oft unter die Spaziergänger, und wandelt, in Begleitung von Ministern, Generalen, oder Damen, unter dem Schwall seines Volks, alle Gänge des Gartens durch. . . . Um sich und den frühen Besuchern des Augartens ein Vergnügen mehr zu verschaffen, läßt er alle

Jah-

Jahre eine Menge Nachtigallen kaufen, und in dem Garten ausfliegen. So wird Aurora und Titan jeden Morgen mit dem Gesang der Philolomela begrüßt.

Im Monat Mai wallfahrten die hochadelichen und halbadelichen, wahren oder eingebildeten Kranken beiderlei Geschlechts nach dem Augarten, um dort ihre mit Spaawasser, Pyramonterwasser, Selterwasser und allen übrigen Heilwässern gefüllte Kriege zu leeren. Es sind arme Schwächlinge, die an Krämpfungen, Nervenuständen, Magenkrankheiten, Schwindel, Hypochondrie, und allen jenen Uebeln leiden, die man im Dienste von Romus, Bacchus, Amor, auch wohl im Dienste des Staats und der Musen, sich manchmal erwirbt. . . . Zu dieser Kur ist der Garten vortrefflich. Nach eingeschluktem Mineralwasser macht man eine sanfte Bewegung im Grünen. Manchmal erhebt auch eine gutgewählte Musik

sik die frohen Empfindungen der genesenden Kranken.

Indessen glaube man ja nicht, daß alle diese Wassertrinker Kranke seyn. Es mischt sich immer ein guter Theil von acht Gesunden darunter, um die Brunnenkur zu gebrauchen. Die Weiber thun es, wie ein bekannter Schriftsteller sagt, weil sie sich dabei in der reizendsten Morgenkleidung öffentlich zeigen können; und die Männer, weil sie die Weiber in dieser Halbkleidung*) nicht so drachenhaft züchtig und spröde finden, wie im vollen Anzug.

CXXIV.

*) Negligé.

L a k a i e n.

Man schätzt die Zahl aller Diensthöthen in Wien, sowohl weibliche als männliche, auf ungefähr 40000 Köpfe. Die Rechnung mag der Wahrheit so ziemlich nahe kommen. Von dieser Summe machen die Kerls, welche man eigentlich Bediente oder Lakaien heißt, etwa gegen 6000 aus.

Unter diese Rubrike gehören die eigentlichen Lakaien, die Heiduken, die Lauser, die Jäger, die Leibhusaren, die Ublanen, die Jockeis, die Regers zc. Die Portiers, die Kutscher, Reitknechte, Postillons, Vorreiter zc. könnte man vielleicht auch hieher zählen, weil sie ebenfalls einen Theil des Livereyvolks ausmachen. Ihre Summe mag etwas über 2000 betragen.

Die sogenannten Bedienten sind die häufigsten unter ihren übrigen Mitbrüdern. Man findet sie vom Hofe und den ersten Fürstenhäusern an, durch alle Mittelstände, bis zum vermögenden Bürger und subalternen Kanzleimanne herunter. In den vornehmen Häusern will man lauter grosse, riesenmässige Kerle zu Lakaien. Um sie von den verbrämten Bedienten der Mittelstände auszuzeichnen, gibt man ihnen eine massive Liverey, mit Sammet- und Seiden-Verten auf den Rocknähten, und wie es überall gewöhnlich ist, von den Farben, welche das Wappen des hohen Hauses in sich faßt. An Besoldung haben sie monatlich 16 Fl. . . . In den Häusern von der zweiten und dritten Ordnung kleidet man sie gewöhnlich etwas leichter. Weiter hinunter sind sie durch ein graues Kleid mit einem farbigen Kragen kenntlich. Ihre Besoldung fällt bis auf 7 Fl. des Monats.

Heiducken sind beinahe ganz aus der Mode gekommen. Nur einige alte Damen halten sie noch, und lassen sich von ihnen zur Kirche begleiten.

Läufer sind zahlreich. Man braucht sie hauptsächlich, Briefe und Nachrichten in der Stadt herumzutragen, und zu Nachts mit einer Fackel vor dem Wagen herzulaufer. . . . Jäger oder Büchsenspanner hält man nur zur Parade, um einen Kerl auf dem Wagen stehen zu lassen, der eine schöne grüne Livrey mit breiten silbernen Tressen, das Hüfthorn über die Schultern, und einen artigen Hirschfänger an der Seite trägt. Die meisten derselben thun das ganze Jahr nicht einen Schuß. . . . Die Leibhusaren sind mit den ungarischen Familien hieher gekommen, aber jetzt auch in den meisten deutschen Herrschaftshäusern, wo junge Kavaliere sind. Da der hungarische Militäranzug besonders zu Pferde schön läßt, so hält man einen als Husaren

ren gekleideten Kerl, der seinen Herrn beim Spazierritt begleitet, übrigens aber die Dienste eines Lakaien thut. . . . Als das Uhlanenkorps errichtet wurde, fanden einige Offiziers und dann auch andere Kavaliere Geschmack an der polnischen Tracht.

Se kleideten ihre Kerls polnisch; und seitdem sieht man Uhlanen zu Pferde und auf den Kutschen stehen. . . . Die vielen sich hier aufhaltenden Engländer haben auch ihre Reitknechte mitgebracht; und die Wiener haben sie nachgeahmt. Ein solcher Jockey ist ein junger Bursche in einem Reitvestchen, mit rings um den Kopf abgeschnittenen Haaren, einem runden Hut, eine breite Binde um den Leib und Stiefeln. Sie reiten mit ihren Herren, stehn auf den Kutschen, und bedienen bei der Tafel. . . . Der Hang zu dem Außerordentlichen macht, daß sich einige Männer und Weiber auch Negers halten, welche nach ostindischem Kostume

gekleidet sind, und Lakaiendienste thun. Ihre Zahl ist sehr gering.

Im Ganzen genommen, ist das Lakaienvolk eine unverschämte Menschenbrut. Je vornehmer das Haus ist: desto bengelhafter sind gewöhnlich die Bedienten. Da es meist junge, gesunde, knochenfeste Kerls sind, die sich gut nähren, durch mancherlei Accidenzien sich ihre Besoldung zu vermehren wissen, sich unter eitel vornehmen Herren und Damen herumtreiben, bei dem Tafeldienst Anekdoten aufzubaschen, und die Manieren ihrer Gebieter nachzuäffen trachten: so stellen sie die unausstehlichsten Figuren dar, die man in gesellschaftlichen Leben finden kann. Ihre Charakterzüge sind eine Mischung von Stolz, Grobheit, Spottsucht, Naseweisheit, Verläumdung, Unwissenheit, Prahlerei, Faulheit, Affectation und Pöbelhaftigkeit.

Man

Man klagt darüber, daß bei den heu-
tigen Bedienten keine Treue, keine Ord-
nung, keine Anhänglichkeit an ihre Her-
ren mehr zu finden sey. Dieß alles ist
wahr. Aber die Herren sind meist selbst
Schuld daran. Ein kolossalischer junger
Bursch mit halbpfündigen silbernen Schnal-
len, seidnen Strümpfen, zwei Sakuhren,
sechs Seitenloken, und einem seidnen Re-
genschild — alles noch unbezahlt — auf
der Kutsche, ist ihnen werther, als der
gesetzte, bescheidne Mann, der treu und fleiß-
ig seine Dienste verrichtet.

So übermüthig diese müßigen Benz-
gel in den Häusern und Vorzimmern sich
gebehrden, wo sie anzumelden haben: so
verachtet sind sie doch im bürgerlichen Le-
ben. Die Wirthe, welche ihre Tanzsäle
in Ansehn erhalten wollen, setzen allzeit
in ihre Ankündigungen: „die Liverey
„ ist ausgeschlossen.“ Aber was ge-
schieht! die eleganten Lakaien halten dop-
pelte Garderobe. Sobald sie ihre Herrs-

schaft aus der Abendgesellschaft nach Hause gebracht haben, werfen sie ihren bunten Knechtschaftsbrot weg, ziehn einen modischen Frack an, setzen einen englischen Hut auf, treten mit nachgeächtem Adelsstolz in den Saal, und wenn sie zum Ueberfluß etwas französisch plappern können, so spielen sie den jungen Kavallerier so natürlich, daß manchem Bürgersmädchen, welches sie mit ihren Galanterien beehren, der Kopf darüber schwindlich wird.

CXXV.

Orientalische Akademie.

Man hat den französischen König Ludwig den XIV. mächtig erhoben, daß er in Paris eine Anstalt errichtete, worinn junge Franzosen die orientalischen Sprachen lernen konnten, und mußten; damit der Staat sich nicht gezwungen sähe,
in

in wichtigen Geschäften mit den ottomanischen Provinzen, von der willkürlichen Treue oder Verrätherei auswärtiger Dollmetscher abzuhan-gen. König Ludwig — der überhaupt das in die Augen Fallende suchte — verordnete, daß sich die Zöglinge Armenisch kleiden sollen, weswegen man diese jungen Pariser gewöhnlich Armenier hieß.

Der östreichische Staat hat, vermöge seiner unmittelbaren Nachbarschaft, mit der Pforte schon seit mehrern Jahrhunderten, und in den neuern Zeiten auch mit den mahomedanischen Räuberstaaten und mit Marokko, mancherlei friedliche und unfriedliche Geschäfte abzuthun. Auch für ihn ward es also ein Bedürfniß, eigne Leute zu haben, welche jener Sprachen mächtig sind. Die immerwährende Gesandtschaft in Konstantinopel gab zwar Gelegenheit, das Türkische und Arabische zu lernen; aber eine beson-

dre ordentliche Anstalt dazu war nicht vorhanden.

Unter der Regierung Marten Theresiens ward dieses ausgeführt. Der Jesuit Franz, welcher sich lange in den Türkischen Provinzen aufgehalten und jene Sprachen sich eigen gemacht hatte, bekam die Aufsicht über diese neu errichtete orientalische Akademie, welche unter der Direktion der Staatskanzlei steht, weil die Zöglinge der Natur ihres Berufes nach bloß für die auswärtigen Geschäfte bestimmt sind. . . . Die Zahl dieser Akademisten beläuft sich gewöhnlich auf zwölf. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die orientalischen Sprachen zu lernen. Nebendem treiben sie die ordentlichen Studien, lernen die vornehmsten lebenden europäischen Sprachen, und erhalten Unterricht in den für junge Edelleute bestimmten Leibesübungen. Wenn sie ihren Lehrkurs hier vollendet haben, dann schickt man sie unter dem Namen der Sprach-

Fra-

Knaben nach Konstantinopel, wo sie bei der Gesandtschaft anfangen, Geschäfte mit zu machen, und sich praktisch in den Sprachen zu üben, wovon sie in der Akademie die Grundsätze gelernt haben. Bei Gelegenheit gehn sie dann wieder in die Staatskanzlei zurück, um in orientalischen Geschäften zu arbeiten; oder sie gehn als Konsuls in die Moldau, Wallachei, nach den Häfen und Inseln im Archipel; nach den Räuberstaaten; im Kriege gegen die Pforte, als Dolmetscher zu den Armeen des Kaisers.

IVXXO

Diese Akademie gibt Meninski's großes türkisch = arabisch = persisch = italienisch = lateinisches Wörterbuch neu, vermehrt und verbessert heraus. Es wird in 4 Folianten bestehn, wovon bis jetzt 2 fertig sind. Dieses in seiner Art einzige Wörterbuch ward auf Pränumeration für 8 Fl. angekündigt, und fand, wie man sagt, Einen einzigen Pränumeranten, welcher der König von Polen ist.

Wenn zwischen Oestreich und der Pforte ein Friede oder Traktat geschlossen wird, so verfaßt der Kaiserliche Hof seinen Aufsatz in lateinischer Sprache, und der Türkische Hof den seinigen arabische. Seltsam ist, daß bey solchen Gelegenheiten der Kaiser im Namen der allerheiligsten und ungetheilten Dreieinigkeit zu den Muselmännern spricht, die nicht ein Jota von unsern kristlichen Religionsgeheimnissen wissen.

CXXVI.

P l ä z e.

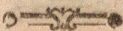
Wien ist eine alte Stadt. Dieser Umstand macht, daß sie die Vortheile und Nachtheile aller Städte ihres gleichen hat. Die Häuser sind massiv, dauerhaft, hoch; dafür ist ihre Anlage unregelmäßig, ihre Gassen sind enge, ihre meisten öffentlichen Plätze klein, eckig, ohne Plan,

ob-

ohne Perspektive, ohne Majestät und Pracht. . . . Leider, daß die Erbauer Bindobonens nicht vorhersehen konnten, daß der Ort einst zur Hauptstadt eines der ersten Europäischen Staaten werden, daß in den Gassen derselben Tag und Nacht bei viertausend Kutschen herumrollen, daß ihre Plätze bei gewissen Anlässen mit hunderttausenden von Menschen bedekt seyn würden!

Der Hof ist ein Platz, welcher allerdings einer ansehnlichen Stadt Ehre macht. Er ist der geräumigste von allen, bildet beinahe ein förmliches Viereck, ist ringsherum mit ansehnlichen Gebäuden besetzt, und hat ein Monument von Erz nebst zwei Brunnen. Papst Pius der VI. gab 1782 am Ostertag von der Altane der hier stehenden Kirche seinen Segen über die andächtigen Destreicher. . . . Der Neumarkt ist ebenfalls ziemlich geräumig, bildet ein länglichtes Viereck, und hat auf einem Röhrbrunnen eine schöne me-

tal-



fallene Statuengruppe von Gabriel Donner. . . . Der Sohe Markt, ebenfalls ein längliches ziemlich geräumiges Viereck, mit einem steinernen Monument und zwei Springbrunnen. Seine Erdofläche ist sehr abhängig. Hier werden, neben dem Stadtgerichtshause die öffentlichen Exekutionen der Justiz, welche nicht das Leben gelten, auf der Schandbühne vollstreckt. . . Der Graben, kleiner als die vorigen; eigentlich nur eine lange und breite Straße, aber doch mit der steinernen Dreifaltigkeitssäule und zwei Röhrenbrunnen besetzt. . . Der Josefsplatz, vor der k. Bibliothek, regelmäßig, aber nicht sehr groß. . . Der Burgplatz, ebenfalls nicht besonders groß, eigentlich nur eine Gattung von Haushof, zwischen der Burg und der Reichskanzlei.

Es sind noch einige Winkeleien vorhanden, welche die Namen von Plätzen führen, als: der Michaelsplatz, der Spitalplatz, der Minoritenplatz, der Stok- im
Ei-

Eisenplatz, der Judenplatz, der Dominikanerplatz u. sie verdienen aber, für eine Stadt wie Wien, eine so ehrenvolle Benennung keineswegs.

Der Graben ist das für Wien, was der San Marco in Venedig. Er wird den ganzen Tag über nicht von Menschen leer. Wer eine überflüssige halbe Stunde hat, wo er gern etwas Bewegung machen möchte, spaziert ein paarmal den Graben auf und nieder. Von 11 bis 1 Uhr Mittags besonders, und Abends in der Dämmerung, wimmelt es hier zu allen Jahreszeiten von Mannsleuten. Da über den Graben der Weg nach der Burg, nach dem Theater, nach der Michaeler-Kirche aufwärts, und nach der Stephans-Kirche abwärts führt, so sieht man hier stets vornehme und schön gepuzte Leute beiderlei Geschlechts in Wagen, zu Pferde und zu Fuß vorüber gehen, auch ist man sicher, täglich, ja beinahe stündlich, einige seiner Bekannten zu treffen. . . . In

den

den Sommermonaten ist die ganze untere Seite des Grabens von sieben Uhr Abends bis Mitternacht mit Stühlen besetzt, worauf man aus den benachbarten zwei Kaffeehäusern mit Gefrorenem — einer Lieblingsleckerei der Wiener — und andern Erfrischungen bedient wird.

Der schon gewohnte allgemeine Zusammenfluß von Menschen auf diesem Platz, macht, daß die gutwilligen Mädchen ihr vorzüglich besuchen, um dort ihre Neze auszuwerfen: darum sind die Worte Graben = Nymphen, *) Graben = Mädchen und Lustmädchen von Einerlei Bedeutung.

Der Hof dient ebenfalls zum öffentlichen Spaziergang, wird aber nur in den Sommer = Abenden besucht. Gewöhnlich wird

*) Man hat ein Taschenbuch für Graben = Nymphen, ein kleines drolliges Ding, das die Künste und Lebensart dieser Geschöpfe sehr komisch und witzig darstellt.

wird Abends eine Stunde lang durch die Regiments = Spielleute Türkische Musik gemacht, welches dann noch mehr Spaziergänger dahin zieht.

Die meisten übrigen Plätze dienen, wie überall, um die tausenderlei nöthigen Lebensbedürfnisse für die Bewohner der Stadt öffentlich feil zu biethen.

Die andächtige Denkart der alten Zeiten hat bewirkt, daß man diese Plätze mit Heiligen = Bildern besetzte. Diese Vorstellungen gehören in die Kirchen. Die öffentlichen Plätze einer solchen Stadt sollten mit den Statuen der größten und verdienstvollsten Männer des Staats, oder mit Abbildungen historisch wichtiger Vorfälle geziert seyn, um den nachwachsenden Bürgern zu zeigen, daß man die Tügte und Namen der wackeren Männer zur Ehre des Vaterlandes zu verewigen suche. So machten es Griechen und Römer, und nicht ohne Wirkung. Ich schmeichle mir sogar, daß auch dieß einst noch

noch bei Uns geschehen wird , wenn die
 Grille unsers Jahrhunderts , die solvatisch-
 ökonomische Epoche , wieder vorüber ist.

CXXVII.

B u r g w a c h e .

Bei denjenigen , welchen der Anblick
 eines alten , gothischen Gebäudes , wie
 der schwarze Wohnsitz des Deutschen Kai-
 sers ist , eine Art von Ehrfurcht einflößet ,
 muß diese Empfindung durch die Schnur-
 härte mit den Bärenmützen ungemein be-
 stärket und erhöht werden.

Es ist billig , daß die Person Sr. Ma-
 jestät , die kaiserliche Familie und deren
 Pallast , von dem Kern der Truppen be-
 wacht werde. Die Grenadiers haben
 von jeher ein ausschliessendes Vorrecht
 auf die Burgwache. Wenn wegen ge-
 haltenen Musterungen , Lagern , oder in
 den Kriegszeiten keine Grenadiers in Wien
 sind ,

sind, so ziehen Kavaleristen in der Burg auf die Wache.

Die Burgwache, welche in die innere, mittlere, und in die Schlagbaumwache abgetheilt ist, besteht — wenn keine fremden Gäste hier sind — aus 1 Hauptmann, 1 Ober- und 1 Unter-Lieutenant, 1 Kadetten mit der Fahne, 1 Fourier, 1 Unter-Chirurg, 1 Feldwebel, 1 Führer, 5 Korporals, 5 Spielleuten, und 70 Gemeinen. Wenn fremde Herrschaften den Amalienhof beziehen, so wird sie um einige Köpfe verstärkt.

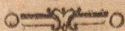
Vormals beneideten die Füsiliers die Grenadiers, nicht um die Bärenmützen, nicht um den täglichen Kreuzer, den sie mehr an Löhnung genießten, nicht um die ruhigern Tage, die sie verlebten, weil sie sonst fast keine Wache versahen; sondern um die besondere Zuneigung der grossen Theresen. Denn selten fuhr die wohlthätige Monarchin bei einer Wache vorbei, daß sie nicht mehrere, eigens zu

dieser Bestimmung in Papierchen gewickelte Dukaten hervorlangte, und mit einem Daumenschneller sie der dastehenden Mauer von Männern hinwarf. Sie zogen dann mit Freuden ihr Gewehr an, und auf den braunen Gesichtern las man deutlich den Wunsch, ihr im Felde die Wohlthaten aus den Tagen des Friedens vergelten zu können. Zu den Zeiten der Monarchin, wenn sich der Hof den Sommer über in Schönbrunn befand, war der ganze Weg von der Linie an bis zum Lustschlosse mit Grenadiers besetzt. Freigebigkeit bezeichnete dann auch jedesmal die Strasse.

Auch den Offizieren brachte diese Sache grossen Vortheil. Sie genossen die Tafel mit den Hofdamen und den Kammerherren. Jede Geburt eines Enkels der grossen Theresese, jedes gewonnene Treffen, und manche andere Feyerlichkeit, wurde ihnen jedesmal durch ein Köllchen Dukaten angekündigt.

Gegenwärtig, da der Kaiser die Tafeln, welche bey Hofe so häufig waren, daß die vielen Küchen und Köche kaum hinreichten, meistens abgestellt hat, erhält der Wachhabende Hauptmann 3 Fl., der Ober- und Unter-Lieutenant jeder 2 Fl., der Fahnenkadeet 1 Fl. 30 Kr. Jeder Gemeiner, vom Feldweibel abwärts bekommt ein Pfund Rindfleisch, eine Porzion Wein und Brod, an Fasttagen kein Fleisch, aber doppelte Porzion Brod und Wein.

Wer die Menge der Mannschaft auf der Burgwache bei sich abzählt, könnte vielleicht glauben, daß die Person Sr. Majestät mit einem ganzen Kommando von Grenadiers bewacht sey, daß alle, welche sich zu ihm hindrängen wollen, durch eine doppelte Reihe von Bajonetten gehen müssen. Eine solche Meynung ist irrig. — Auf dem Kontrollorgange, dem eigentlichen Aufgange zu den innern Wohnzimmern des Kaisers, ist eine einzige Schildwache, die mehr zur Bewachung



der dortigen Kanzleien hingestellt scheint. Eben so steht bei den Vorzimmern des Erzherzogs und der Erzherzogin nur Ein Posten.

Bei der Schatzkammer und Kunstkammer, dem Naturalienkabinet, Medaillenkabinet, und in dem langen Augustiner gange stehen Schildwachen, die man gewiß nicht überflüssig finden wird, wenn man sich erinnert, daß, trotz derselben, von Gaunern Versuche auf die Schatzkammer gemacht wurden.

Man vergleiche damit die gehäufsten Wachen manches Europäischen Königs, selbst manches sehr kleinen Reichsfürsten, der stets die Hälfte seiner Truppen in seinem Schloß hat.

CXXVIII.

F i n d e l h a u s .

In Spanien wird jedes Findelkind für einen Kavalero gehalten. Es ist besser, sagen die Spanier, bei der Ungewißheit des Vaters, allenfalls den Sohn eines Bürgerlichen zum Edelmann zu machen, als den Sohn eines Edelmannes unter die Gemeinen zu verstoßen. So erzählen die Reisebeschreiber. Dieser Grundsatz hat etwas Erhabnes in sich, wenn nur jene edeln Bastarden neben ihrem Titel auch zu leben hätten.

In Deutschland und in Oestreich ist es umgekehrt. Jeder Findling, wenn er auch ein Fürstensohn wäre, wird unter die Gemeinen gezählt.

Ehedem war die Einrichtung im Wienerischen Findelhause, wie sie noch in den meisten Findelhäusern von Europa ist: nämlich die Kinder wurden darin, zu

hundertten und tausenden beisammen gemeinschaftlich auferzogen. Mit der Zeit wurden einige politische Rechenmeister auf solche Institute aufmerksam, und fanden, daß diese großen menschlichen Treibhäuser dem Staat nichts weniger als gedeihlich seyn, daß die Kinder darinn so häufig hinsterven, wie Fliegen vom Kobalt. Darüber kam es denn zur öffentlichen Sprache, und es erschienen einige Schriften über die Schädlichkeit der Findelhäuser, und die grosse in denselben herrschende Sterblichkeit.

Ob die östreichische Regierung durch solche Schriften aufmerksam gemacht, und von der Wahrheit der Sache überzeugt ward, weiß ich nicht. Genug, sie veränderte die Einrichtung des Findelhauses. Die Findlinge werden alle, ohne Ausnahme, auffer dem Hause in die Pflege und Erziehung gegeben: die meisten auf das Land, einige auch in die Vorstädte zu Handwerksleuten. Es scheint, daß die-

diese Vertheilung zur Erhaltung der Kinder heilsamer sey.

Diejenigen Mädchen, welche in dem Geburtshause heimlich die Frucht ihrer Zärtlichkeit ablegen, können ihre Kinder für 24, oder für 12, oder für 6 Fl. in das Findelhaus geben, je nachdem sie im Geburtshause nach der Taxe der ersten, zweiten, oder dritten Klasse gelebt haben. Sie erhalten dafür einen besonders kennbaren Zettel, und können gegen Vorweisung desselben ihr Kind wieder zurückfordern, wenn es ihnen beliebt. Der Taufname des Kindes wird protokolliert; Stand und Familienname bleibt ein Geheimniß der Mutter. Die Kinder derjenigen Mädchen, welche im Geburtshause Ammen abgeben, werden unentgeltlich in das Findelhaus genommen. Für die Kinder, welche auf öffentlicher Straße oder in den Häusern niedergelegt werden, bezahlt die Grundobrigkeit des

Plazes, wo sie gefunden werden, 12 Fl. an das Findelhaus.

Durch diese Vertheilung der Kinder unter die Landleute und Handwerker, gewinnt der Staat ohne Zweifel. Die vaterlosen Geschöpfe werden ehrliche, arbeitssame Bauern oder nützliche Handarbeiter. Wachsen sie in einer tauglichen Gestalt heran, so kommen sie auf die militärischen Konskriptionslisten, und werden, im Nothfall, gemeine Soldaten. In dieser Rücksicht sind sie nicht übler daran, als die ehelichen Kinder auch, weil diese eben so unausbleiblich auf die Regimentsliste des Kantons geschrieben werden, wie jene.

So gleicht sich in dieser besten Welt alles gegen einander aus! . . . Heute wird dieser ober jener Bürgerlicher zum Edelmann, zum Baron, zum Grafen erhoben; und morgen wandern ein halb Duzend heimliche Kinder von Grafen, Baronen, und Edelleuten aus dem Findel-

delhause auf das Dorf, um dort mit dem Pflug, der Sense, dem Dreschpfegel, die Einkünfte des gnädigen Herrn Papa in der Stadt vermehren zu helfen.

CXXIX.

Ständelweiber.

Es ist ohne Zweifel eine Art von Bequemlichkeit in einer grossen Stadt, wenn man sowohl die täglichen Lebensbedürfnisse, als andere zum Hausgebrauch nöthige Dinge zu allen Zeiten, und nicht weit von seiner Wohnung haben kann. Wenn aber diese Dinge auf eine solche Art feil gebothen, und zum Kauf ausgelegt werden, daß die den Dienstbothen dadurch verschaffte Bequemlichkeit dem ganzen bessern Publikum zur Last wird: so beklagt es sich mit Recht darüber.

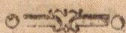
Dies ist der Fall in Wien! . . .
 Hier lebt eine Gattung frecher, unverschämter, zudringlicher, betrügerischer, grober, lästersüchtiger Weiber, welche alle Gassen und Strassen, alle Plätze, alle Winkel und Zugänge zu den Kirchen, Häusern 2c. Jahr aus Jahr ein belagert haben. Man nennt sie hier Ständelweiber, Fratschlerweiber, und im gewöhnlichen Deutschen Hörterinnen. Sie haben alle nur gedenkbare Kleinigkeiten zum Kauf, hauptsächlich trockne kalte Erwaaren, Obst, Gemüse, und geringere Kleidungsbedürfnisse.

Jede derselben bezahlt für die Erlaubniß, ein solches Kaufständchen halten zu dürfen, jährlich drei Gulden an den Magistrat. Man kann ihrer in der Stadt und allen Vorstädten wohl über 3000 rechnen. Sie sitzen vorzüglich auf den gangbarsten Gassen und Plätzen, und bei den Thoren.

Bekanntlich hat Wien für seine vielen Leute und Fuhrwerke ohnehin, allzu enge Gassen und Plätze. Nun werden diese täglich mit noch mehr solchem Erödelgesinde besetzt; und so wird man am Ende wohl gar nicht mehr durchkommen können, wie dieß auf dem Kohlmarkt, in der Kärnthnerstrasse, Vognergasse, schon wirklich manchmal nur mit größter Mühe geschieht. Diese unverschämten Weiber glauben für ihre 3 fl. das ganze Publikum kühn belästigen zu dürfen, und die Polizei bestärkte sie in diesem Wahn, da man sie unaufhörlich, noch mehr anwachsen läßt.

Es ist ein äusserst widerlicher Anblick, welchen diese lumpigen Hüttchen und Ständchen in der Hauptstadt verursachen: wo nur immer ein freier Winkel ist, selbst an die schönsten Paläste, wird flugs ein solches Nest hingeklebt. Wien muß auf diese Art, ungeachtet seiner vielen herrlichen Gebäude, allmählig einem wahren

In-



Juden = Trödelmarkt ähnlich werden. Die löbliche Oekonomieſucht, dort und da von einem Kipfelweib, von einer Tabakskrämerin, 3 Gulden zu erſchnappen, macht, daß man über alle Begriffe von Anſtand und Zierde einer Hauptſtadt hinaus iſt. . . In Paris und Berlin, in welcher letzter Stadt es doch am Plage nicht mangelt, hat man vor kurzem eine Menge ſolcher Buden abgeſchaft, um die Verunſtaltung der Stadt, und die Beläſtigung des Publikums zu verhüten; bei uns aber vermehrt man ſie noch. Ich vermute, es werden wohl am Ende die Burg, das Landhaus und das Rathhaus rings mit Ständelweibern umſetzt werden: wenigſt würde das manche 3 Guldentape einbringen.

Neiſt dem, daß dieſe Weiber die Stadt verunſtalten, daß ſie die öffentlichen Wege verſperren, thun ſie dem Publikum; auch einen weſentlichen Schaden. Raum tritt ein Landmann mit Obſt, mit Gemüſe u.

in die Stadt, und macht Mine, es selbst zu verkaufen: so umringt ihn dieses Weibergebaß, nekt ihn, schimpft ihn, verlästert seine Waare, und läßt nicht nach, bis es ihn dahin gebracht hat, aus Verdruß dieselbe an die Ständelsurien abzugeben. Diese nehmen es ihm um kleine, erpreßte Preise ab, und verkaufen es der Stadt um gedoppelt hohes Geld.

Man sagt, daß die Pariser Häringsweiber in der Kunst zu schimpfen Meisterinnen seyn. Ich zweifle, ob ihnen die Wiener Fratschlerweiber nicht den Rang ablaufen würden. Man darf ihre sehr reizbare Zunge nur ein wenig in Bewegung bringen, so bricht ein ganzer Stroh von Schmähungen los. Ein solches Weib ist ein lebendiges Wörterbuch aller österreichischen provincial Schimpfwörter.

Unter

Unter die Rubrike der Fratschlerwelscher gehören auch die Mantvolettikrämmen. Vor sechs Jahren waren ihrer nur zwei bis drei solcher wälscher Schlekerei-Tröbeler. Heute sind ihrer wohl vierzig, Wälsche und deutsche. Sie rennen allenthalben mit ihren Körben herum, besetzen alle Strassencken, öffentliche Spaziergänge, Gärten, Schauspielhäuser, und überhaupt jeden Platz, wo sie viele Menschen beisammen sehen oder vermuthen. Ihre süßen Näscherlein sind — wie man behauptet — nicht selten aus verdorbenem Zucker, Mehl und andern unsaubern Ingredienzen gebacken; sie können also den zarten Mägen der Kinder, für welche sie häufig gekauft werden, gefährliche Umstände zuziehen. . . . Unter Ludwig dem XIV. wurden einst ebenfalls solche Zukergebäke öffentlich ausgerufen, und auf den Strassen herumgetragen. Der Kanzler L' Hospital verbot es, und führte zum Grund in dem

Be-

Befehl an, daß dadurch Leferei und Müßigang begünstiget werden.

Man könnte diesen Mandoletti = Handel in Wien aus ähnlichen Gründen, und auch aus Sorge für die Gesundheit, ganzfüglich abstellen, oder doch sehr einschränken.

CXXX.

Ritter = Ordens = Feste.

Eine schönere Gelegenheit, die Grossen des Reichs, die Helden des Schlachtfeldes, und die Männer am Ruder des Staats, mit einem Blick zu übersehen, findet Ihr nimmermehr, als die Ritter = Ordens = Feste. Der Stammhalter einer glänzenden Familie verläßt seinen Fürstenthron, der Staatsmann seine Urkunden, der Feldherr seine Pläne: und erscheinen — jener den Beweis seines uralten Adels,

Adels , und diese , den Lohn ihrer Verdienste an sich tragend — vor dem Volke. Fremde , welchen der Zutritt in die ersten Häuser , wegen eines Abganges an der Ahnenzahl , verschlossen ist , die zweite Klasse des inländischen Adels , der Beamte und der Bürger , alle drängen sich an diesen Tagen in den grossen Saal nach Hofe , staunen dort mit Ruße den Monarchen an , den sie , so oft er sich auch dem Volke zeigt , immer mit unbefriedigter Neugierde ansehen , und bewundern die Grossen , welche ihre Dekrete , Patente und Diplomen unterschrieben , oder Schlachten für das Vaterland gewonnen haben.

Es wäre unverzeihlich , wenn ein Bewohner der Residenz die Orden nicht kenne , welche seine erhabnen Mitbürger schmücken , da sie selbst im Auslande allenthalben bekannt sind. Ohne mich also in eine weitläufige Beschreibung derselben einzulassen , rede ich bloß von ihren Festen ,

ten, wie sie der Ordnung nach im Jahre gehalten werden.

Das Fest des militärischen Theresiens Ordens wird jedesmal am ersten Sonntag nach St. Theresens Tag gefeiert. Der Zeitpunkt der Stiftung dieses Ordens bestimmt seine ganze Würde. Nach der gewonnenen Schlacht bei Kollin wurde er von der Kaiserin Maria Theresia am 18. Junius 1757. gestiftet: die Helden wurden gleichsam auf der That belohnt, und die Ordenszeichen über ihre noch blutende Wunden gehangen. . . . Er ist der Lohn eines jeden, der sich im Kriege durch eine besondere That auszeichnet. Der Krieger, dessen Vater pflüget, oder dessen Güter hunderte pflügen, kann ihn ohne Unterschied erhalten; doch nur in der praktischen Ausübung seiner kriegerischen Talente. Für den Mann, welcher sich in den Tagen des Friedens durch weise Anordnungen und Verbesserungen bei dem Kriegswesen auszeichnet, ist, wie für

A a a jeden



jeden verdienstvollen Staatsbeamten, des Stephans-Ordens bestimmt. Mehrere Generale haben sich denselben erworben.

Die Art und Ordnung dieses Festes ist folgende.

Um zehn Uhr Morgens versammeln sich die Großkreuze, Kommandeurs, und Ritter in der Rathsstube in der Burg, ziehn dann durch den grossen Saal, das erste Vorzimmer, und die Ritterstube, unter dem Vortritt der Hof- und Kammer = Fourriers, der Edelknaben, der Truchsesse, Kammerherren und geheimen Rätthe, wie auch der Ordensbeamten, in die Hofkapelle, und wohnen dem gesungenen Hochamte bei. Der Rückweg geht in der nämlichen Ordnung in den grossen Saal zurück, wo für Seine Majestät — und wenn ein Prinz vom regierenden Hause zugegen wäre, auch für denselben — unter dem Baldachin die Tafel bereitet ist. Die Großkreuze spe-

fen

fen einige Schritte abwärts; und die Kommandeurs und Ritter werden in der Ritterstube bewirthet. Es ist ein herzerhebender Anblick, Seine Majestät, von den Feldmarschälen Hadik, Lascy, und Loudon umgeben, nach der Kirche ziehn, und vor denselben eine Reihe verdienter Generale und Stabsoffiziere einher gehn zu sehn. Muth und Klugheit, nicht aber Tollkühnheit und Zufall werden so belohnt.

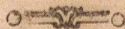
Das Ordensfest des apostolischen Königs Stephan, und des goldnen Vlieses, werden an den ersten Sonntagen nach Emerikus und Andreas gehalten. Die Art und die Feierlichkeiten sind die nämlichen, wie Ihr sie oben gehört habt. Der Unterschied ist, daß am Theresien-Ordens-Feste die Ritter in der ihrer militärischen Würde angemessenen Kleidung erscheinen, und die ihnen zukommenden Ordenszeichen an dem weissen Bande mit rothem Rande, und Sterne über der Uniform tragen. Die Ritter des Stephans-

Ordens und des goldnen Vlieses hingen haben eine Gattung feierlicher Kleidung. . . . Die erstern tragen ein Karminfarbiges Unterkleid, welches ohne Oeffnung vorn bis an die Füße herablangt, und bei den Großkreuzen mit zerstreuten Eichenblättern durchaus gestift ist, die darum gewählt wurden, weil die Bürgerkrone der Römer aus solchen bestand. Darüber ist ein grünsametes weites auch mit Eichenblättern am Rande gestiftes Oberkleid, mit langen offenen Ärmeln. Um den Hals ist ein breiter Kragen, worauf die Sterne der Großkreuze in der Mitte der Brust angebracht sind. Die Ritter des goldenen Vlieses haben eine ziemlich ähnliche Kleidung, nur sind das Unter- und Oberkleid von karminfarbigem Sammet. . . . Die Ritter des Stephansordens tragen eine hohe hungarische Mütze, mit einem Reigerbuschen gezieret, und, wie das Oberkleid und der Kragen, mit Hermelin ausgeschlagen, die Ritter

ter des goldenen Vlieses tragen eine besondere gestifte Mütze. Die Ordenszeichen werden von den Rittern des goldenen Vlieses und von den Großkreuzen des Stephansordens an goldnen über die Schulter hangenden Ketten, von den Kommandeurs des letzten Ordens an einem breiten Bande, und von den Rittern mit einer Bandschleife angeheftet, vorn über die Brust getragen. Diese Kleidung läßt besonders einem großgebauten Ritter sehr gut.

Da bloß Eine Klasse der Ritter bey dem Orden des goldenen Vlieses bestehet, so ist beim Fest dieses Ordens nur Eine Tafel am Fuß des Thrones.

Überhaupt sind auffer dem Neujahrstage diese Ordensfeste die einzige Feierlichkeit, die noch im Hofen der ehemaligen Kaiser gehalten werden. Der Oberst-Silberkämmerer deckt mit dem Unter-Silberkämmerer die Tafel Sr. Majestät mit dem prächtigen goldnen Service, welches Kaiser Franz verfertigen ließ. An dieser



Tafel umgeben die Kapitänſ der adelichen Garden den Kaiſer. Der eben im Dienſte ſtehende Kammerherr iſt zugleich der Vorſchneider. Die adelichen Leibwachen ſchließen einen Kreis, der auch die Tafel der Großkreuze umfaßt, welche von den kaiſerlichen Hofoffizieren in Uniform bedient wird. . . . So wie das Großmeiſterthum des Stephansordens mit der Krone Ungarns, ſo iſt auch die Würde eines Ordenskanzlers mit dem Amte des hungariſchen Hofkanzlers immer vereinigt, und an dem Ordensfeſte verrichtet die hungariſche Leibgarde allein die Dienſte bey Hof.

Der vierte iſt der Eliſabeth = Orden, welcher etwas unbekannter ſeyn dürfte, weil ihm kein Feſtag gewidmet iſt. Er gehört für alte Offiziere, welche lange und untadelhaft gedient haben. Mit ſeinem Beſitz ſind, wie beim Thereſien = Orden gewiſſe Einkünfte verbunden. Er wurde von der Kaiſerin Eliſabeth geſtiftet, und

von Maria Theresia erneuert. Über zwanzig beläuft sich die Anzahl seiner Ritter nie. Das Ordenszeichen wird an einem schwarzen Band, im Knopfloch über der rechten Brust getragen, und besteht aus einem schwarzen Kreuz mit weissen Eken.

Der Sternkreuz-Orden ist unser einziger weiblicher Orden. Hofdamen, und andere verhehlchte des ersten Adels, erhalten denselben von der Großmeisterin, welche jetzt die Erzherzogin, Großherzogin von Toskana ist.

Thümmel nennt Bänder und Sterne den gnädigen Spott der Fürsten. Der gute Mann ist ein Dichter, dem man einen solchen Lusthieb schon verzeihen muß. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß auch wirklich die Zeichen manches Ordens sehr in Verfall gerathen sind, und ihren Besitzern eben keine auszeichnende Achtung verschaffen. Man erinnere sich des Spornsordens, der für sechs Dukaten zu haben ist, und mit dem einst ein Engländer

der bei seiner Abreise aus Rom seine La-
kaien, Kutscher und Reitknechte behing.

CXXXI.

U n i v e r s i t ä t .

Es gibt einige Universitäten in Deutsch-
land, bei deren Einrichtungen und Ver-
besserungen man es auch mit unter zu ei-
nem Hauptgegenstand zu machen scheint,
ihnen eine solche Gestalt zu geben, daß
sie schon von aussen hochstrahlend glänzen,
und viele Fremde anlocken sollen, um dem
oft unbedeutenden Ort ihres Sitzes neue
Geldzuflüsse zu verschaffen. Vor kurzem
sagte ein deutscher Schriftsteller: mancher
Lektionskatalog solcher Universitäten sey
mit einer ziemlichen Dosis litterarischer
Scharlatanerie versehen. Ganz Unrecht mag
der Mann hie und da nicht haben.

In Wien, und auf den Oestreichischen Universitäten überhaupt, hat man keineswegs zur Absicht, Fremde Studierende herbey zu ziehen. Die einheimische Jugend so zu bilden, und mit jenen Kenntnissen zu versehen, daß der Staat seine Aemter damit brauchbar besetzen, und sein Volk in einer zweckmäßigen Kultur und Erleuchtung erhalten könne: dieß ist sein Augenmerk; und wenn er dasselbe erzielt, so kann er mit seinen Lehr-Anstalten zufrieden seyn. Man weiß ja allgemein, daß die Universitäts-Studien gewöhnlich keine grosse Männer bilden. Den Jüngling an die Quelle der Wissenschaften zu führen, dieß ist ihr Amt. Das wahre Genie entwickelt sich immer ausser der Schule, in den einsamen Stunden des Selbstdenkens, durch den Feuerstohm des höheren Geistes.

Indessen sey es ferne von mir, zu behaupten, die hiesige Universität sey in ihrer Art vollkommen, oder so vortreflich

als keine andere. Mein! sie hat ihre Mängel, und wird derer immer einige haben.

Sie war ehemals ganz in den Händen der Jesuiten. Im J. 1756 erhielt sie schon einige Verbesserungen und einige unjesuitische Professoren.

Nach Aufhebung jenes Ordens hat man wieder neue gedeihlichere Anstalten gemacht; und seitdem hat sie noch manches zum Vortheil der Wissenschaften erhalten. Der Professoren sind acht und dreyßig, worunter z. B. ein Barth, Eckhel, Gruber, Hell, Jacquin, Leber, Mastalier, Sonnenfels re. rühmlich in der litterarischen Welt bekannt sind.

Die neuesten Veränderungen bey dieser Universität sind, daß schon in dem fünften Jahre über alle Wissenschaften in Deutscher Sprache gelesen wird, die Kollegien der hochheiligen Theologie, und des kanonischen Rechts ausgenommen. Auch von diesen wird die Pastoral = Theologie
Deutsch

Deutsch gelehrt. Das kanonische Recht dürfte bald ganz aufhören, einen eignen Wissenschaftszweig auszumachen: wozu es auch endlich einmal Zeit ist; denn warum soll für die geistlichen Mitglieder des Staats ein anderes Recht existiren, als für alle übrigen Bürger! . . . Ehedem wurden alle Kollegien auf den östreichischen Universitäten frei gegeben. Seit drey Jahren aber sind auch hier Kollegien-gelder eingeführt. Dieß ist die letzte Veränderung, welche hierin gemacht wurde. Beklagen kann sich das Publikum mit Grunde nicht über diese Einrichtung; denn auf allen Universitäten, besonders im nördlichen Deutschland, wird schon seit jeher für die Lehrkurse bezahlt. Zudem ist das Unterrichtsgeld sehr mäßig: bey den Gymnasien beträgt es 12 Fl. jährlich, bey der Universität für das philosophische Studium 18 Fl., für das juridische und medizinische 30 Fl.; das Theologische und der Unterricht für Wundärzte, sind frey.

Dieß

Dieses Geld kommt aber nicht in die Hände der Professoren, wie in andern Ländern, sondern wird wieder zum Nutzen des Publikums verwendet, indem daraus Stipendien für Unvermögende, aber durch Fähigkeiten und Fleiß verdiente Jünglinge gegeben werden, welche alsdann auch, so wie alle übrigen Stipendisten, von Bezahlung des Unterrichtsgeldes befreuet sind.

Das Universitätsgebäude ist von Maria Theresia errichtet worden. Es hat geräumige Hörsäle; einen Vorrath von physikalischen und mechanischen Instrumenten; eine Sammlung von Naturalien; ein chemisches Laboratorium; ein anatomisches Theater; eine Sternwarte; eine eigne öffentliche Bibliothek. Diese befindet sich in dem der Universität gegenüber stehendem Gebäude des Generalseminariums, und ist sowohl durch die Windhagische und Eschwindische Bibliotheken, als durch die Sammlungen von den aufgeho-

be-

benen Klöstern ansehnlich vermehret worden. Sie erhält aber jetzt nach einem in Rücksicht auf Lehrer und Schüler wohl geordneten Systeme, eine ganz neue Einrichtung, und wird gegenwärtig in allen Fächern mit denjenigen Büchern bereichert, welche Lehrern und Schülern, für deren Gebrauch sie eigentlich bestimmt ist, vorzüglich nutzbar und nothwendig sind. Eine sehr gute Anordnung dieser Bibliothek in ihrer heutigen Gestalt, ist auch diese, daß ausser den gewöhnlichen Festtagen niemals Ferien bei ihr gehalten werden, und sie also das ganze Jahr durch offen steht.

Man hat schon einigemal den Satz aufgewärmt, daß die Musen die Ruhe liebten, daß eine so volkreiche und lärrende Stadt als Wien, kein schicklicher Ort für eine Universität sey. Ich bin der entgegen gesetzten Meynung. Heut zu Tage, sind die Studien nicht bloß da, um Klöster zu bevölkern, wie ehebem,

son-

sondern um über alle bessere Stände des Staats Kenntnisse zu verbreiten. Man kann also mit Recht fordern, daß der studierende Jüngling nicht bloß Büchergelehrsamkeit sich eigen mache, sondern daß er sich auch zum Umgang mit der Welt bilde: und dazu ist ein grosser Ort unstreitig besser als ein kleiner. In einem unbedeutenden Städtchen, wo kein Hof, kein Adel, keine vielfältige Vermischung der Stände ist, und die Studierenden die einzigen sind, welche den Ton angeben, von denen der Ort lebt, dort verfallen sie nur gar zu gern auf jenen wilden, trohigen, ungeschliffenen, renomistischen Ton, welchen man den Jenensern so lange mit Recht vorgeworfen hat, und der noch jetzt, in etwas vermindertem Maß, in den kleinern Universitätsstädten des nördlichen und südlichen Deutschlandes herrscht.

Man erwäge auch den Umstand noch, daß aus der Stadt Wien allein so viele oder wohl noch mehr Söhne die Universität

tät

rät besuchen, als aus der ganzen übrigen Provinz Oestreich. Durch eine Versezung der Universität also würden alle hiesigen Familien der Studierenden verlieren, und die übrigen nichts gewinnen.

CXXXII.

M ö n c h e.

Wie sehr hat sich — nur seit zwanzig Jahren — das Schicksal dieser Menschengattung im ganzen südlichen Deutschland geändert! Einige Schriftsteller thaten die ersten Schritte, und bereiteten das Publikum vor: der Kolos des Mönchthums ward erschüttert. Die jetzige Regierung in Oestreich vollendete den Schlag, und stürzte dieses Idol der finstern Jahrhunderte nieder. Noch stehen zwar dessen Brüder in den benachbarten Provinzen aufrecht, aber das Beispiel ist zu hinreißend, als daß sie nicht im kurzen das nämliche Los treffen soll.

Im Jahr 1770 waren in den chri-
stlichen Staaten :

Mannsklöster — — 1572

Frauenklöster — — 591

Summe 2163

Im J. 1773 erloschen die Ordenshäu-
ser der Jesuiten, 139 an der Zahl. Vom
Jahre 1780 bis zur Hälfte des Jahres
1786 sind aufgehoben worden.

Mannsklöster — — 413

Frauenklöster — — 211

Summe 624

Seitdem ist noch aufgehoben worden
der ganze Pauliner = Orden in Ungarn,
und eine beträchtliche Zahl einzelner Klö-
ster aus allen übrigen Orden. Die Klo-
sterleute beiderlei Geschlechts, welche sich
im J. 1770 auf ungefähr 64890 Köpfe
beliefen, mögen jetzt etwann noch 27000
ausmachen.

Da allen Klöstern überhaupt verbo-
then ist, Novizen anzunehmen, so sieht
man wohl, daß ihre baldige gänzliche Er-
löschung bevorsteht. Der Orden der
Barmherzigen Brüder allein hat vor den
Augen des Thrones Barmherzigkeit ge-
funden, und darf sich fortpflanzen, weil
er ein für die Menschheit heilsames In-
stitut ist.

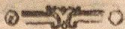
Indessen sah man sich genöthiget,
noch einen guten Theil der Klöster ein-
weilen bestehen zu lassen, theils, weil
man mit einer solchen Menge von Gü-
tern, Gebäuden und Personen nicht au-
genblicklich alles abändern konnte; theils,
weil man wenigstens einen grossen Theil
der Mönche zu den Verrichtungen tauglich
sah und machte, welche sonst die
Weltpriester bei den Pfarren über sich
haben.

Die Aufhebung der Klöster machte
auf die Mönche im Ganzen, sehr verschie-
denen Eindruck. Die Prälaten, Prios

ren, Guardianen, überhaupt alle Superioren und die Alten, sahn mit Wuth und Verzweiflung den landesherrlichen Kommissär mit dem Zerstörungsbekret an der Pforte absteigen; weil er ihren grossen Einkünften, ihrer Herrschaft, und ihrem frommen Müßiggang ein Ende machte. Die jungen Mönche hingegen empfiengen ihn mit Jubel als ihren Messias, welcher die Fesseln des Zwanges, der Tyrannei und der stumpfen Unthätigkeit zersprengte; welcher ihnen das höchste Gut der Sterblichen, die Freiheit und sie selbst der Menschengesellschaft, wieder schenkte.

In Wien bestehen gegenwärtig noch 23 Mönchsklöster, welche nun mit der Seelsorge beschäftigt sind, jene Individuen nämlich, die man nach vorgenommenen Prüfung dazu tauglich befunden hat. Auch ist beinahe allenthalben der Pfarrer selbst ein Weltpriester, und hat die Mönche des nahen Klosters nur als Gehilfen in seinem Amte.

Ein paar Klöster haben aus besondern Ursachen auf einige Zeit Erlaubniß erhalten, Kandidaten aufzunehmen; aber sie fanden nicht einen einzigen, der sich dazu bereden ließ. Dieß ist ein merkwürdiges Beispiel von dem Umschwung der Denkart in der heutigen Welt. . . . Auch die noch bestehenden Mönche haben viele Ausnahmen von ihrer vorigen sklavischen Lebensart erhalten: sie singen keinen Chor mehr; sie sind in ihrer Fasten dispensirt, sie tragen Schuhe, Strümpfe und Unterkleider; sie dürfen mehr in Gesellschaft gehn, und wenn sie auf dem Lande als Kapläne angestellt sind, ihren Ordenshabit ganz ablegen; die jungen besuchen die Kollegien auf der Universität, wo sie statt dem scholastischen Wust ihrer Ordenspatronen, gesunde Nahrung für ihren Kopf erhalten. Indessen sehnen sich alle noch hier in Klöstern lebende feurig nach einer glänzlichen Auflösung.



Da es so selten geschieht, daß ein Mönch etwas für die Litteratur Wichtiges, und für die Welt Gebeihliches ausbrütet: so kann ich nicht umhin, eines hiesigen Franziskaners zu erwähnen, der durch eine wichtige, gelehrte Unternehmung die Verdienste seiner Mitbrüder weit zurükkläßt. Er heißt Stulli und arbeitet an einem allgemeinen Wörterbuch der Slavischen Sprachen, das für den östreichischen Staat von wichtigem Nutzen ist, da wenigst ein Drittheil seiner Unterthanen noch in verschiedenen slavischen Mundarten spricht. Der Verfasser wird durch eine Pension unterstützt, und jetzt ist ihm auf sein Verlangen ein anderer Franziskaner, Namens Lanasovich als Gehilfe ebenfalls mit einer Pension zugegeben worden.

CXXX.

Agenten.

Wie sich die grossen Höfe Europens beständige Bottschaster, Gesandte, Geschäftsträger 2c. in Wien aufstellen: so halten sich die kleinern Reichsfürsten, die Reichsstädte, Reichsprälaten, Reichsgrafen 2c. ihre Agenten hier. Das Nämliche thut auch der inländische Adel, die Städte, Stifte, Bischöfe; ja selbst die in der Hauptstadt beständig wohnenden Grossen.

Die Agenten theilen sich in zwey Klassen: sie sind Reichs-Agenten oder Hof-Agenten. Die Reichsagenten besorgen die Geschäfte ihrer Partheien, welche vor dem Reichshofrath müssen geschlichtet werden. Die Hofagenten besorgen bei Hofe, das heisst, bei den inländischen Hoffstellen, die Angelegenheiten ihrer Kommittenten. Die letztern theilen

sich wieder in mehr Zweige: z. B. in Oestreichisch = Böhmisches Hofagenten, Ungarisch = Siebenbürgische Hofagenten, Niederländische, Lombardische Hofagenten. Einige sind Universalagenten, nämlich für die Hofstellen aller Provinzen.

Wenn das alte bekannte Sprichwort wahr ist, daß die Gesandten die privilegierten Ausspäher an den fremden Höfen seyen: so gilt dieses auch von den Agenten, besonders von den Reichsagenten. Es macht eine ihrer Hauptbeschäftigungen aus, alle Wochen, oder wohl gar alle Posttage fleißig an ihre Principale zu schreiben, die geschriebenen Zeitungen hinaus zu schicken, und noch alles das mit zu berichten, was der privilegierte Horcher von der Chronik des Hofes, der Stadt, der merkwürdigen Familien, Häusern, Personen, Vorfälle, Gerüchte &c. &c. hat aufhaschen können.

Nebst diesen Rapports = Pflichten ist der eigentliche Beruf der Agenten, die politischen Geschäfte ihrer Klienten zu betreiben. Für die Rechtsfachen sind die Advokaten.

Ausser den feierlichen Geschäften in den Rathssälen, sorgen sie auch für die häuslichen Angelegenheiten ihrer Kommittenten. . . . Das Reichsstädtchen braucht einen Stadtphysikus: es gibt den Auftrag seinem Agenten; der Reichsprälat will sechs Eimer Tokaier; er fordert ihn von seinem Agenten; der Bischof hat seinen Zuckerbäcker verloren, er verschreibt einen andern durch den Agenten. Der Graf sucht einen Hofmeister für seine Kinder, braucht einen Kutscher, eine Garnitur neue Knöpfe, und ein paar englische Stiefel: der Agent muß ihm mit erstem Postwagen alle diese Requisitionen in die Provinz spediren. Die Boronessa hat sich mit ihrer Kammerjungfer überworfen, hört von den neuen

Hüten à la Cosa rara: und ist mit ihren Schminkbüchchen zu Rande: das alles ist ein Geschäft für den Agenten; er wohnt in der Hauptstadt, er ist an der Quelle; ein sehr unorthographischer Brief bringt ihm Befehl, Kammerjungfer, Hut und Schminke einzuhandeln: in acht Tagen ist alles auf dem Schloß der Baronesse.

Die Herren Agenten befinden sich, soviel man aus ihrer grossen Zahl, und aus ihrem Aeuffern schliessen kann, bei ihrem Verufe ganz wohl. Es sind welche darunter, die wahrhaft auf dem Fuß der grossen Welt leben: sie erwerben sich jährlich 9 bis 10000 Fl., halten Equipagen, Tafeln, Gesellschaften, Konzerte etc. haben ihre Sekretäre, und noch obendrein ein halbduzend Federfuchser, die unter dem Namen der Kanzellisten, Praktikanten, Kopisten, in ihren Schreibstuben tagwerken, und das Mechanische der Geschäfte aus dem Wege räumen

hel-

helfen. . . . Da die Hochgebohrnen Männer und Weiber nicht selten auch Geld=Anleihn durch ihre Agenten negotiziren lassen, so verschafft dieß eine neue Quelle, den Lohn ihres betriebsamen Eifers durch brüderliches Verständniß mit den Bucherern und Geldjuden, durch Nebenzuflüsse zu vermehren.

Es gibt noch eine Gattung dieser Männer, welche man Kriegs = Agenten nennt. Sie sind die bestellten Geschäftsträger der Regimenter in den Provinzen, und der militärischen Personen. Sie bringen die Anliegenheit und Ansuchen derselben vor den Hofkriegsrath; und da die gegenwärtige Dekonomie der Armee so eingerichtet ist, daß man auch um Kleinigkeiten immer beim Hofkriegsrath selbst ansuchen muß: so fehlt es auch diesen Herren nicht an Beschäftigung. . . . Will eine zärtliche Mama ihrem lieben Söhnchen, dem Kadetten, der in Siebenbürgen, in der Lombardie oder in den Nie-

berlanden im Quartier liegt, einige Mutterpfennige zuschicken, so wendet sie sich an einen Kriegsagenten, welcher die Sache hier in Ordnung bringt, daß die Summe dem harrenden Helden an der Gränze bezahlt wird.

CXXXIV.

Buchdruckereien.

Oft nur gehüllt in Blätter, Bast und Rinde,
 Oft auch geätzt in Holz, und Wachs und Bley,
 Ward doch die Weisheit bald ein Spiel der Winde,
 Und bald ein Spiel der Menschentyranny.
 Ein Deutscher war der schönsten Kunst Erfinder,
 Die für die Weisheit je ein Geist erfann. *)

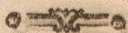
Noch vor etwann vierzig Jahren hatten die Jesuiten ganz allein die Apotheken und Buchdruckereien in Wien. Die durch-

trie-

*) Die Buchdruckerkunst. Von Blumauer.

triebenen Schlauföpfe erzielten dadurch einen doppelten Vortheil: nebstdem, daß ihnen diese Anstalten wichtige Summen Geldes eintrugen, waren sie auch unumschränkte Herren, nur das zu drucken, was sie wollten; folglich nichts unter die Presse kommen zu lassen, was ihrem unversal Geistes-Despotismus, ihren herrschsüchtigen Unternehmungen, ihren ränkevollen Schritten, kurz, dem listigen Geist ihres Ordens, zuwider war. Im Gegentheil stand es bloß in ihrer Macht, das südlliche Deutschland unaufhörlich mit all jenem verderblichen Wust zu überschwemmen, welcher von ihren verschlagenen Köpfen in der schändlichen Absicht ausgeheft ward, um das Reich des Aberglaubens, der Blindheit, und der Unterdrückung zu verewigen.

Allmählig änderte sich auch dieses. Es thaten sich Leute hervor, welche Industrie genug hatten, eigne Buchdruckereien zu errichten. Was ehemals Monopol eines



Ordens gewesen war, kam nun ganz aus dessen Händen.

Indessen waren die Buchdruckereien noch schlecht genug bestellt. Der Buchhandel war unbeträchtlich, und meist passiv. Im Lande wurde ausser Gebethbüchern, Schulbüchern, einigem ascetischen Buss, Patenten, und Zeitungsblättern, wenig gedruckt. Dabei hatte man schlechtes Papier, efigte, unförmliche, halbgotthische Lettern, und verborbene gelbliche Druckerfarbe. . . . Trattner, Kurzbeck, und Ghelen, waren bekannte Buchdrucker.

Als im Jahr 1781 die allgemeine Broschürenschreiberei anfieng, zog sie auch die Errichtung mehrerer Buchdruckereien nach sich. Die wenigen damaligen typographischen Geburtsstühle konnten alle die lieben Kindlein nicht zu Tage fördern, von denen das Heer der schalen Skribler täglich und stündlich entbunden ward: also mußten diese Maschinen vermehrt wer-

den, wozu sich auch unverzüglich Unternehmer fanden, weil es für jenen Zeitpunkt ein sehr beschäftigtes und einträgliches Gewerbe war. So entstanden die zwanzig Druckereien, welche gegenwärtig in Wien sind, und ungefähr 118 Pressen in Bewegung setzen.

Trattner hat allein 31 Pressen, und nebst den gewöhnlichen, Türkische Schriften. Er druckt viele Schulbücher, Kalender, und die Patente des Hofes. Kurzbeck hat 15 Pressen: er druckt orientalische und illyrische Bücher. Baumeister druckt viel Neu- und Altgriechisches. Gay druckt Französisch. Schmidt, Wappler, und Weimar drucken unter den übrigen anmeisten und besten.

Noch fehlt es vielen Wienerischen Druckereien sehr an Schönheit, Genauigkeit, Ordnung und Nettigkeit. Die wenigsten halten sich eigene Korrektoren, und die meisten, welche sich mit dieser Arbeit abgeben, sind ihr nicht vollkommen gewachsen,

fen, wie man die leidigen Beweise mit
 hundert Druckfehlern belegt, täglich vor
 Augen hat. Ein anderes sehr grosses
 Gebrechen der hiesigen Druckereien ist die
 Unordentlichkeit, und Nachlässigkeit der mei-
 sten Setzer und Druckergefelln. Die er-
 stern corrigiren sehr ungern einen Bogen
 öfter als einmal, lassen oft gezeichnete
 Fehler aus blosser Faulheit stehen, oder
 machen bei der Verbesserung des Einen
 zwei neue hinein. Hat der Drucker die
 Form einmal in der Presse, so druckt er
 drauf los, ohne sich viel anders zu be-
 kümmern, als mit dem Bogen bald fer-
 tig zu seyn. Manche verschleudern ganze
 Hände voll Lettern auf die nachlässigste
 Weise. Nicht selten wird von Gefellen
 und Jungen in den Kästen geplündert;
 ja man hat Beispiele aus bekannten Druc-
 kereien, daß schon ganze stehende Formen
 sind gestohlen worden, und dieß selbst
 während dem Druke, so, daß nach ge-
 endigtem Schöndruck die Form zum Wie-
 der-

derdruck gar nicht mehr zu finden war, und wieder neu mußte gesetzt werden. Ist der Druckerherr etwas genau und scharf mit seinen Leuten, so laufen sie ihm augenblicklich aus der Werkstätte, weil sie wissen, daß sie ungesäumt wieder bei einem andern Arbeit finden. Dieser Unfug, und die daraus entstehenden Unordnungen beim Bücherdruck werden so lange dauern, als sich nicht alle Buchdrucker, oder doch die Ansehnlichern darunter, zusammen einverstehn, keinen Gesellen in ihre Werkstätte zu nehmen, der Lüderlichkeit und Nachlässigkeit halber von einem andern entlassen worden oder selbst wegelaufen ist.

Die alten unförmlichen Lettern fangen allmählig an, aus den meisten Druckereien zu verschwinden. Kurzbeil hat sich neuerlich schöne lateinische Alphabete, nach Didot's Form, angeschafft; und Manns-
 selbst liefert in mehrere Druckereien deutsche
 und

und lateinische Lettern, die mit den schönsten ausländischen wetteifern.

Wenn man Papier und Farbe in eben dem Maße verbessern wollte, wie die Lettern, so würde der Wienerdruck in kurzer Zeit neben jedem andern mit Ehre sich zeigen dürfen.

CXXXV.

Buchhandel.

Die ehemaligen strengen, und mit lästigen Formalitäten begleiteten Zensurgesetze drückten den hiesigen Buchhandel sehr stark. Es kostete ermüdende Weitläufigkeiten, ein nur von weitem verdächtiges Buch in das Land zu bringen, und einem Privatmann in seine Sammlung zu schaffen. Dieß schreckte Buchhändler und Leser ab.

Seit der jetzigen Regierung hat sich die Sache um vieles geändert. Die Broschürenschreiberei brachte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit in den kleinen Lokal-Buchhandel. Diese Aufwallung war aber nur ephemerisch, und hat nun größtentheils wieder ihr Ende. Indessen ward auch der eigentliche Buchhandel etwas thätiger und ausgebreiteter, weil die Les- und Schreib-Freiheit weitere Gränzen bekam.

Die bekannteren Buchhandlungen führen Rudolph Gräffer und Kompagnie, Krauß, Kurzbeck, Wappler, Stabel, Hörling, Mößle. Sie tauschen auf dem allgemeinen Bücherumschlag zu Leipzig, mit den norddeutschen Buchhändlern, und verlegen selbst Bücher aus allen Fächern. Trattner handelt meist im Lande und in die Provinzen mit selbstgedruckten Sachen mancherlei Art. Hartl war in der allgemeinen Schreibepoche der gesuchteste Broschürenvater, und verlegt nun dauerhafte

C c c tere

tere Waare. Bucherer hat sich durch den Druck der kühnsten Blätter gegen den Monarchen, die Regierung &c. bekannt gemacht. Gay handelt bloß mit französischen Büchern.

Ausser den ordentlichen Buchhändlern gibt es auch sogenannte Bücher = Antiquare, welche mit gebundenen, alten, und seltenen Büchern Handel treiben. Der wichtigste unter denselben ist August Gräfer, der ein stets wohl versehenes Magazin hat, und auch mit neuen französischen, &c. Büchern handelt. Neben ihm sind noch Klopstok (ein Bruder des Dichters), Binz, Wallishausser, Weiß, Grund, und einige andere Buchbinder, welche dieses Gewerbe treiben.

Es wäre hier wohl der Ort, etwas über die Kniffe und Pfiffe zu sagen, welche die niederdeutschen Buchhändler, Journalisten, Rezensenten &c. treiben, um den oberdeutschen Buchhandel und das ganze Litteraturwesen unsrer Gegenden zu

unterdrücken, und zu verschreien. Es ist aber nicht der Mühe werth, diesen schmutzigen Fleck recht in das Licht zu setzen. Der ganze Spuk wird um einiger tausend Thaler willen getrieben, welche die Sachsen und Brandenburger bisher alljährlich auf der Leipziger Ostermesse aus Oberdeutschland erhoben haben, und noch ferner einzustreichen trachten. Sie hatten bis auf die neuesten Zeiten beinahe ein unumschränktes Monopol mit Büchern. Noch vor zwölf Jahren war das Verhältniß der oberdeutschen Artikel in den Leipziger Katalogen gegen die Niederdeutschen wie 1 zu 36, ein paar medizinische Bücher nämlich, und etwann ein historisches oder diplomatisches Werk. Seit einigen Jahren aber, da man in Oberdeutschland etwas freier denkt, reiner schreibt, und im Fache der Litteratur ebenfalls arbeitsamer wird; da man die Machtprüche der Niederdeutschen Journalisten und Rezensenten nicht mehr so mächtig

anstaunt und tief verehrt, die großen
 Theils schalen Leipziger Produkte nicht
 mehr so Zentnerweise abnimmt, und auch
 ansehnliche Ladungen unsrer Schriften
 ihnen zuführt: seitdem ist es erklärte
 Fehde. Sie setzen weniger Bücher ab,
 und nehmen auch weniger baar Geld ein.
 Dieß ist allerdings ein empfindlicher Stoß;
 aber die Schritte, welche sie thun, um
 diesen Gang der Sachen zu hemmen, und,
 wo möglich, wieder umzuwenden, sind
 auch gar zu gehässig, und auffallend.
 Freilich muß es schmerzen, diktatorisches
 Ansehn, und besonders Geld zu verlieren;
 aber ich kann doch alle Verleger, Schrift-
 steller, Journalisten und Rezensenten mit
 der gewissen Versicherung trösten, daß
 ihr Buchhandel immer einiges Gewicht
 über den unsrigen behalten wird, weil
 unsere Landesbeschaffenheit, unsere ge-
 sellschaftliche Verfassung, die Lebensart
 und Bequemlichkeit unsrer Schriftsteller
 und Buchhändler, sie nie zu jenem Grad
 von

von Arbeitsamkeit und Thätigkeit gelangen
läßt, wie die Niederdeutschen.

Ihre Meßbilanz wird vielleicht jährlich
um ein paar tausend Thaler sinken; aber
dieß verdient ja nicht, sich so gar wüthend
darüber zu geberden. Das einsichtsvolle
Publikum fängt bereits an, darüber zu
lachen.

CXXXVI.

Kunsthandlungen.

Sie verkaufen Kupferstiche, kleine Ges-
mälde, Landkarten, Pläne, Musikalien,
einige auch Farbentusche, optische und ma-
thematische Instrumente.

Die bekannteste dieser Handlungen ist
bei Artaria und Kompagnie, auf dem
Kohlmarkt. Dieser sehr industriose Mann
und Kenner hat ein kostbares Magazin
von den auserlesensten Kupferstichen aus
allen Ländern, die er stets ganz neu und

schnell kommen läßt. Vorzüglich findet man bei ihm einen herrlichen Vorrath von den schönen kolorirten Englischen Blättern, von den Karikaturen und satyrischen Kupferstichen, welche in London unaufhörlich zum Vorschein kommen, und dem ernsthaftesten Mann eine heilsame Zwerchfells-Erschütterung abnöthigen. . . .

Ausser den fremden Kunstprodukten hat Artaria auch aus der kaiserlichen Gallerie manch kostbares Stück auf seine Kosten in Kupfer stechen lassen, und giebt von Zeit zu Zeit schöne Sachen, in eigenem Verlage, heraus. Man findet bei ihm eine Sammlung von Aussichten in und vor der Stadt Wien, ihren vornehmsten Plätzen, Spaziergängen 2c. auch von den sehenswürdigen Theilen des Schlosses und Gartens zu Schönbrunn, welche alle sehr getreu abgebildet, und schön gestochen sind. Diese Sammlung besteht bereits aus 47 Stücken, und kann besonders Ausländern eine nützliche

che und angenehme Übersicht von Wien verschaffen.

Die übrigen Kunsthändler sind Stöckl, Frister, Hohenleitner, welche zwar keine so gar reichhaltigen Magazine haben, wie Artaria, aber doch schöne Sachen feil bieten.

Es wäre unbillig, unter den Kunsthandlern eines Mannes nicht zu erwähnen, den die ganze Wiener = Welt so gut kennt, und vor dessen Laden den ganzen Tag über viele hunderte stehn bleiben, um seine ausgehangenen Stücke anzugaffen. Dieser Mann ist Löschenkohl. Wie es an gewissen Orten Gelegenheitsdichter gibt, so möchte ich Löschenkohl den Gelegenheitsmaler von Wien kennen. Es ereignet sich kein merkwürdiger Auftritt in dieser Hauptstadt, oder auch in andern Ländern, den man nicht einige Tage nachher in einem bunten Gemälde vorgestellt an seinem Laden hängen sieht. . . Theresiens letzte Stunde war eines der er-

sten seiner bekanntern Stücke, von dem er 7000 Abdrücke — zu 2 Fl. — verkaufte. Seitdem hat er jeden wichtigen Antritt in der Welt benutzt. Die Ankunft der Russischen Herrschaften; die Ankunft des Papstes; die Marokkanische Gesandtschaft; die Eröffnung der Chirurgischen Akademie; die Luftbälle; der Tod des Königs von Preussen; die Englischen Wettrennen; der Emser Kongreß; die Vermählung des Erzherzogs Franz etc. etc. etc. alles gab seinem fruchtbaren Pinsel Stoff zu neuen Vorstellungen, auf populäre Manier ausgeführt. Gegenwärtig ist der Türkenkrieg vollends eine unerschöpfliche Quelle für seinen Bildnergeist.

Löschentohl ist aus dem Herzogthum Berg, und war ehedem Goldarbeiter. Daß er Spekulationsgeist und Industrie habe, kann ihm Niemand absprechen. Gibt es in der grossen Welt nicht neue Auftritte genug, so macht er Karikaturen, aus dem bürgerlichen Leben genommen.

Nebst

Nebst dem verfertigt er Silhouetten, Miniaturporträte, Kupferporträte, Kalender mit mancherlei Bildern und Vorstellungen; und ganz neuerlich hat er eine Fächerfabrik, eine Dofenfabrik, und eine Knopffabrik angelegt. Aus dem allen ergibt sich, daß er Zeit, Umstände, und Moden, sehr wohl zu benutzen weiß.

CXXXVII.

Lichtensteinische Gallerie.

Wenn ein reichbegüterter Großer seine Schätze zu edeln Endzwecken verwendet, wenn er großmüthig denkt und handelt, wenn er Talente und Künste unterstützt, wenn er den Patrioten macht, wenn er die Pflichten der Menschenliebe erfüllt; kurz, wenn er sein Geld auf eine würdige Art ausgibt, so beneidet ihn Niemand darum, vielmehr segnet man seinen Reichthum. Einige Fürsten aus dem

Hause Lichtenstein haben ihre grossen Glücksgüter edel benutzt: unter die Denkmale dieser Verwendung gehört auch die Gemälde-Sammlung. Sie befindet sich in dem prächtigen Majorats Hause in der Schenkenstrasse.

Eine solche Gallerie zu beschreiben, ist, meine Sache nicht. Genug, sie ist äusserst kostbar, und jeder Fremde, welcher die Kunst zu schätzen weiß, muß ja nicht aus Wien gehen, ohne sie gesehen zu haben. Der Abbate Luchini hat die Aufsicht darüber, auch ist ein eigener Katalog davon gedruckt.

Der jetzt regierende Fürst, welcher selbst Kenner, folglich auch Schätzer der Kunst ist, begnügt sich nicht bloß damit, diesen von seinen Ahnen ihm hinterlassenen Schatz würdig zu erhalten; sondern vermehrt ihn unablässig mit neuen schätzbaren Stücken. Ueberdas hat er eine Sammlung, von Kupferstichen angelegt, wozu der von dem Reichsreferendarius

Sun-

Bundel hinterlassene und von dem Fürsten
erkaufte sehr zahlreiche Vorrath den Grund
legte, und die der Fürst nun täglich
mehret.

CXXXVIII.

K a l e n d e r.

Die Akademie der Wissenschaften in
Berlin besteht von dem Gelbe, welches
sie aus dem Kalender = Monopolium zieht.
Wollte man aus eben diesem Fend eine
Gelehrten = Akademie in Wien errichten, so
würde sie hinlängliche Einkünfte von die-
ser Quelle schöpfen. Schon vor einigen
Jahren, als diese Sache einmal zur Spra-
che kam, hatte sich jemand angebothen,
der für den Kalender = Pacht jährlich
90000 Fl. zahlen wollte. Man kann
wohl annehmen, daß im ganzen Oestrei-
chischen Staat jährlich fünf Millionen

U =

Almanachs, von allen Gattungen, verbraucht werden.

In Wien erscheinen diese ephemeri-
schen Dingerchens gegen Ende jedes Jahrs
unter hundert Gestalten. Sie alle herzu-
nennen, würde eine ordentliche Litaney
ausmachen. Ich erwähne nur einiger der
bekanntern.

Der Hof = Schematismus steht billig
oben an. In diesem Buche des Lebens
sind die Günstlinge des Glücks und die
Märtyrer des Stuats verzeichnet. Von
Sr. Majestät an, als gebornen Groß-
meister aller Ritterorden, bis auf den
letzten Ofenheizerjungen, findet Ihr hier
alles, was von der Gnade des Hofes
Rang, Titel, Würden, Bedienung und
Besoldung hat. Nebst diesen sind auch
die am hiesigen Hofe stehenden Bot-
schafter, Gesandten und Agenten der aus-
wärtigen Mächte und Fürsten, und die
Botschafter, Gesandten, Geschäftssträ-
ger, Konsule &c. des hiesigen Hofes, in
den

den fremden Staaten, eingetragen. Für jemanden, der Geschäfte in Wien hat, ist dieser Kalender beinahe unentbehrlich, weil er darinn mit leichter Mühe die Namen und Wohnungen aller derjenigen findet, mit denen er unterhandeln muß. Gerold auf dem Dominikanerplatz ist der Verleger desselben, und verkauft ihn für 3 Fl. . . . Wenn man dieses Buch durchblättert, so findet man auf eine überzeugende Weise, aus wie mancherlei Nationen der Östreichische Staat besteht: die abstechenden Namen so vieler Völkerschaften und Sprachen, machen einen auffallenden Eindruck. . . . Man erzählt die Anekdote, daß ein bekanntes parisisches Freudenmädchen jedem, der in ihr Zimmer tratt, um ihre Gunst zu erkaufen, den Almanac Royal oder Hof-Schematismus auf den Tisch legte, und forderte, ihr seinen Namen in dem Buch aufzuschlagen. Konnte ihn der Unglückliche nicht zeigen, so wurde er unerhört
 fort

fortgeschickt. Eine sonderbare Laune! Wenn es der richtigen und bessern Bezahlung wegen war, so wollte ich den Genossinnen jener Pariserin rathen, nicht in allen Fällen auf den blossen Schematismus zu bauen.

Seit einigen Jahren erscheint ein wienerischer Taschenkalendar, zum Nutzen und Vergnügen; nach dem Muster der Kalender von Gotha, Göttingen &c. Er enthält 12 Monatskupfer aus einem berühmten Buch, und mancherlei lehrreiche und angenehme Aufsätze, worunter alljährlich einige sind, die besonders zur genauern Kenntniß des österreichischen Staats beitragen.

Der Damen = Kalender, ebenfalls ein hiesiges neues Produkt, in modischem Gewande, das jährlich erscheint, und ein ganz artiges Spielzeug für junge Schönen ist.

Bei Trattner erscheint seit ein paar Jahre ein Kalender für Geistliche. Es

ist

ist zu wünschen, daß er immer fortgesetzt werde, denn er enthält sehr gute Nachrichten aus dem Kirchen- und Religionsfach.

Böschenkohl hat einen sogenannten Nationalkalender verfertigt. Er enthält die Schattenbilder von östreichischen Gelehrten, Künstlern; und sein Theater-Kalender die Bildnisse des sämtlichen Theaterpersonale.

Hartl's Moden-Kalender und Bucherers Toleranzbothe sind noch unter den bessern. Wie gesagt, der Name aller, ist Legion. . . . Es gehört mit zur Sitte der hiesigen feinen Welt, daß man seine Bekanntschaften, besonders die weiblichen, zum Neuen Jahre mit einem saubern Almanach beschenke.



CXXXIX.

P e n s i o n e n.

Wer dem Staat dient, muß vom Staat leben: und nicht nur so lange davon leben, als er wirklich dient, sondern, wenn er in diesem Dienste seine Kräfte erschöpft, wenn er durch einen unverschuldeten Zufall unfähig geworden ist, muß ihm seine Existenz gesichert seyn. Stirbt er nach einer Reihe langer treu durchgearbeiteter Jahre, so hat seine Wittwe, so haben seine minderjährigen Kinder gleiche Ansprüche auf eine verhältnißmäßige Unterstützung des Staats, um nicht im Elend zu verschmachten. Wollte man von diesen geheiligten Grundsätzen abgehn, so wäre es ein sehr wirksamer Schritt, ein Volk wieder in die Barbarei zurück zu stürzen.

Was in diesem Fall vom Staat selbst gefordert werden kann, das gilt zum Theil auch von den Großen und Reichen

des Staats. Es ist von Seite eines Herrn großmüthige Billigkeit, daß er einem Diener, der ihm Jahre lang mit Treue, Unhänglichkeit, und Aufopferung seiner Jugendkräfte gedient hat, im Alter ein Loos mache, welches ihn vor Dürftigkeit und Elend bewahre. . . . Es ist für den Diener ein tröstlicher Gedanke, wenn er ein vor Mangel gesichertes Alter hoffen darf; dieß wird ihn anfeuern, seine Pflichten genau, gutwillig und unverdrossen zu erfüllen. Leute, die im Ueberfluß und in Unabhängigkeit geboren sind, haben selten deutliche Begriffe davon, was es heiße, des andern Diener seyn.

Die Kaiserin Theresia theilte mit unbegrenzter Freigebigkeit Pensionen zu tausenden aus. Der berühmte Kammerbeutel war eine wahrhaft unversiegbare Quelle für alle Dürftige. Indessen, da jedes Ding zwey Seiten hat, so kann man auch die Freigebigkeit übertreiben,

welches damals häufig geschah. Neben vielen würdigen und verdienten Leuten drang sich ein Schwarm von Schmeichlern, Heuchlern, Laugenichtsen, zc. zur Spende der mildherzigen Landesmutter, und misbrauchte die Wohlthätigkeit derselben. Es war eigentlich kein Pensions-system: wer durch äußere Zeichen der Frömmigkeit sich zu empfehlen, wer sich eine Fürsprecherin bei Hofe zu erwerben wußte, der konnte auf den Kammerbeutel rechnen.

Durch diese Umstände fand sich der Kaiser beim Antritt seiner Regierung veranlaßt, ein ordentliches und festgesetztes Pensions-system einzuführen; theils um die vielen Unwürdigen auszuschließen; theils um den Staats- und Hofbedienten eine bleibende Klassifikation anzusetzen, auf die sie nach ihren persönlichen Rang- und Dienstjahren zählen könnten.

Unter zehn Jahre Dienstzeit wird keine Pension ertheilt. Mit zehn Jahren erhält der unbrauchbar gewordene Mann den dritten Theil seines Gehalts; mit fünf und zwanzig Jahren die Hälfte; mit dreßzig, zwei Drittheile; mit vierzig den ganzen Gehalt. . . . Für die Wittwen und Kinder sind keine Stufenjahre bestimmt, sondern die Pensionen werden ihnen nach dem Rang ihres verstorbenen Gemahls und Vaters zugetheilt. So hat z. B. die Wittwe eines Hofraths, die Wittwe eines Generals, 600 Fl. Pension. Doch muß eine Wittwe um Pension zu erhalten, wenigst vier Jahre mit ihrem Manne verheirathet gewesen seyn.

Sonderbar! die Professoren bei den Universitäten und andern Lehranstalten, waren ehemals samt ihren Familien von den Pensionen ausgeschlossen. Erst vor kurzem hat sie der Kaiser nach dem System aller übrigen Staatsbeamten zu Pensionen berechtigt. . . . Eben so sind auch

die Schauspieler des Nationaltheaters in das Pensionssystem neuerlich eingerückt worden.

Bey der Armee geht es etwas strenger. Die subalternen Offiziers, welche sich verheirathen wollen, müssen entweder ein Kapital als Kaution für die Pension ihrer Wittwen anweisen, oder ihre Frauen müssen Reversalien von sich geben, daß sie auf keine Pension Anspruch machen wollen. . . . Bey dem gegenwärtigen Türkenkrieg hat Se. Majestät hierinn eine Ausnahme gemacht. Um die im Felde stehenden Offiziers über das Schicksal ihrer Weiber und Kinder zu beruhigen; ist im Lager und im ganzen Lande publizirt worden: „daß die Familien aller jener Offiziers, welche im Kriege bleiben würden, Pensionen haben sollten, wenn auch schon die Frauen bei ihrer Heirath feierlich Verszicht darauf gethan haben.“

* *
*

Dem Beyspiel des Hofes haben auch die edeln Familien Wiens von jeher gefolgt. Sie versorgten ihre veralteten Diener und derer Familien großmüthig. Bey dem Tode eines vermöglichen Majorats Herrns, einer Dame &c. wurde gewöhnlich jedermann, der um die Person derselben Dienste zu verrichten gehabt, mit anständiger Pension in Ruhe gesetzt. Diese großmüthigen Belohnungen werden zwar aus bekannten Ursachen allmählich etwas feltner; aber es gibt trotz der leichtfertigen Denkart manches jungen Nachwuchses noch Männer von großem Herzen; und wir haben erst vor kurzem zwey sehr erhabne Beyspiele dieser Art gesehen.

Schulden - Gefängniß.

Keine mißlichere Sache in Wien, als Geld borgen; sey es nun, daß man es auf Borg nehme, oder gebe. Jedermann, bey dem es nicht die Beschaffenheit seiner Geschäfte unvermeidlich mit sich bringt, Kredit zu machen oder zu geben, soll sich hier besonders nach der bekannten heilsamen Regel einrichten: Setze dich auf den Fuß, daß du weder Geld auslehnest noch zu leihen nimmest.

Ich glaube, daß in Wien jährlich wenigstens eine halbe Million an schuldigen Geldern verloren geht, wenn man nämlich alles zusammen rechnet, was von den grossen öffentlichen Bankerotten an, bis auf die kleinsten Summen, unter sogenannten guten Freunden geborgt, nicht wieder zurückbezahlt wird.

Daher ist es auch sehr schwer, baar-
 res Geld aufzutreiben, und wird von
 Jahr zu Jahr schwerer. Ein allgemeines
 Mißtrauen über diesen Punkt hat sich des
 Publikums bemächtigt; und dieß mit
 gutem Grunde. Man verliert sein Geld
 hat Verdrießlichkeiten und Weitläufigkei-
 ten, und macht sich durch ein ernstliches
 Zurückfordern diejenigen zu erklärten Fein-
 den, welche sich Brüder und Herzens-
 freunde nannten, so lange man gutwillig
 und thöricht genug war, mit offenem
 Beutel ihren höflichen Forderungen entge-
 gen zu kommen. Viel besser ist es, die
 mit zehn Komplimenten und zehn heili-
 gen Versicherungen der schleunigen und
 genauen Zurückzahlung begehrte Summe
 auf das erste Wort rund abzuschlagen.
 Wenigstens verliert man in diesem Fall
 bloß die eigennützige Freundschaft des
 Schuldenmachers, da im Gegentheil,
 durch unüberlegte Dienstfertigkeit, ge-

wöhnlich Geld und Freundschaft zugleich verloren sind.

Indessen ist eine mäßige Summe manchmal das Mittel, sich einen überlästigen Menschen auf die beste Art vom Halse zu schaffen. Man leihe ihm Geld, und lasse ihn selbst einen Termin ansehen, auf den er bezahlen soll. Raun hat er dieß gethan, und die Summe eingestrichen, so eilt er, lachend über eure Leichtgläubigkeit, aus dem Hause, und läßt sich Jahre lang nicht wieder sehn.

Wer seinen Schuldner durch Zwangsmittel zur Bezahlung treiben will, der kann ihn, nach vorhergegangener gerichtlicher Anklage und authentischem Beweise von der Richtigkeit der Schuld, in das Schuldengefängniß im Polizeihause einsperren lassen. Der Kläger muß dem Eingesperreten täglich vier Kreuzer zu seinem Unterhalt geben. Ubrigens ist dieses Gefängniß sehr leidlich, und ziemlich nach Brittischer Art eingerichtet. Es sind
ge=

gewöhnlich zwei bis drei Gefangene in einem Zimmer; sie haben Betten, Licht, und einige Einrichtung. Sie dürfen — zwei Stunden vor Mittag und zwei Stunden nach Mittag — einander in den verschiedenen Zimmern besuchen, sich mit einander unterhalten, Männer und Weiber; dürfen zu eben diesen Stunden von ihren Freunden und Freundinnen aus der Stadt Besuche annehmen, spielen &c. Finden sie einen gutherzigen Mann, der ihnen beim Trakteur des Gefängnisses eine Kost um höheren Preis bedingt; oder ihnen gut gekochte Speisen aus der Stadt in das Polizeihaus sendet; der sie mit Wäsche, mit Kleidern &c. versteht; so ist ihnen unverwehrt, alles dieses anzunehmen.

Wenn ein solcher Schuldner ein ganzes Jahr lang gefessen hat, ohne Mittel zu finden, seine Gläubiger zu bezahlen, so sind diese verbunden, ihn aus dem Gefängniß zu entlassen. Dafür bleibt ihnen das Recht übrig, in jedem Fall, daß der

Verschuldet wieder zu Vermögen kommt, ihre Ausstände von ihm mit Gewalt einzutreiben. Neuerdings einsperren aber dürfen ihn die nämlichen Gläubiger nicht wieder lassen, weil ein Jahr langes Gefängniß hinreichende Buße scheint. Hat er sich mit seinen Gläubigern verglichen, und macht neuerdings Schulden, so kann man ihn auch wieder in jenen Busfort senden.

CXXXI.

D e r K a s p e r l.

Dies ist der Theater-Name des Mannes, welchen zu sehen, zu hören, zu bewundern, zu belachen, zu beklatschen, täglich hundert rollende Kutschen, und mehrere hundert schnaubende Fußgänger zum Rothen Thurm hinausjagen, um sich die Grillen des Tages von der Stirne zu

zu scheuchen , und zum frohen Abendmal
Stof zum Gespräch zu holen.

„ Ist der Zettel von Kasperl noch
„ nicht da ? “ fragt der Beamte beim
Eintritt in die Kanzlei. „ Wir sehn uns
„ doch draussen , heute haben wir die
„ Cosa Rara ! “ — Verstehst sich, hört
ihr auf der Gasse. . . . „ Der hats wie-
„ der getrieben , oder , gestern war der
„ Teufel wieder los mit ihm ! “ so fan-
gen sich die Gespräche in den Friseurs-
und Barbierstuben an. Kurz , es sind keine
öffentlichen Dertter , keine Amtsstuben und
Versammlungen , in welchen nicht das Ge-
spräch wenigstens des Tags einmal auf
den Kasperl kommt.

Aber , wer ist denn der Kasperl ?
Dieß ist der Lustigmacher auf dem Ma-
rimellischen Theater in der Leopoldstadt. —
Fast möchte ich sagen , ein Original-Ge-
nie ; der einzige Mann in seiner Art. —
Er kennt so den Geschmak des Publi-
kums ; weiß mit seinen Geberden , Ge-
sich-

richterschneiden , seinem Stegretkroiz , die
 Hände der in den Logen anwesenden ho-
 hen Adlichen , der auf dem zweiten Par-
 terre versammelten Beamten und Bürger ,
 und des im dritten Stok gepreßten Jan-
 hagels , so zu elektrifiziren , daß des Klat-
 schens kein Ende ist. Bei seinem Auf-
 trittte , und wenn ihr auch nur seine Fuß-
 spitze , oder seinen Rücken sehen könnt ,
 wird schon gelacht ; er hat den Mund
 noch nicht geöffnet , und doch stehen schon
 die Mäuler der Zuschauer offen und har-
 rend auf seinen ersten Spaß. . . . Mit
 Einem Wort , der Entrepreneur Marinelli
 hat alle Ursache , den Schauspieler la Ro-
 che (dieß ist der eigentliche Familien-
 Name des Kasperls) als sein lebendiges
 Kapital zu betrachten , dessen Zinsen ihm
 das niedlich erbaute Schauspielhaus und
 ein hübsches Sömmchen in der Tasche ein-
 getragen haben. Ihm hat er es zu dan-
 ken , daß er aus dem elenden Theater im
 Czerninischen Garten in sein auf der Jä-
 ger-

gerzeit , zum Denkmal des Wienerſchen Geſchmacks errichtetes Schauſpielhaus überſiedeln konnte ; daß er nicht mehr nöthig hat , in den Tagen des Frühlings und Herbfteſ mit ſeiner Truppe und dem ganzen Theater = Plunder nach Baden zu ziehen , um dort den Badgäſten die Kur geſundheitlicher zu machen ; daß er ſelbſt nicht mehr die Rolle des erſten Liebhabers herſammeln darf , ſondern gemächlich im Lehnſtuhle ſitzen , Könige und Hausknechte , Prinzeffinnen und Stubenmädchen erſchaffen kann.

Ich bin gar nicht des Willens , dem gutlaunigen Wiener Publikum aufzumunhen , daß es ſich das Zwergfell fleißig durch la Roche Rasperl erſchüttern laſſe ; da ich es ſehr gut und paſſend finde , daß auch die unterſte Volksklaſſe ihre Bühne habe , weil ſie von den Stücken des Nationaltheaters entweder nichts , oder ſehr wenig verſteht , und daſſelbe , wenn nicht beſonders ſchöne Verzierung

gen sein Aug ergöhen , oder Schlachten und Turniere aufgeführt werden , immer unbefriedigt verläßt. . . . Das alte Sprichwort : Abwechslung behagt *) , wird immer , und unter jeder Zone wahr bleiben. Dieß mag auch bei dem besseren Theil unsrer Mitbürger für eine Entschuldigung gelten , wenn sie manchmal die ernstern und schon oft gesehenen Schauspiele des Nationaltheaters verlassen , und vor das Thor hinaus zum Kasperl gehen , um dort über ein neues Possenspiel zu lachen. . . . Auf dem zweiten und dritten Platz dieses Theaters werden Bier , Brod , und Würste zum Kauf herumgetragen ; eine sehr willkommene Bequemlichkeit für das durch Lachen ausgetroffene und ermüdete Publikum!

Ma:

*) Varietas delectat.

Marinelli ist der einzige Entreprenuer, der sich so lange im Wohlstand erhalten wird, als seinen la Roche die Stimme nicht verläßt; so lange als es seinen Theater = Dichtern über Personen handgreiflich zu schimpfen erlaubt seyn wird; und so lange als er wälsche Opern ins Deutsche übersetzen läßt. Er hat einige Schauspieler und Schauspielerinnen, die immer unter die mittlere Klasse gehören; er wählt Stücke, die dem Publikum, seinen Schauspielern, und dem Endzweck seiner Bühne angemessen sind; er hat artige Theater = Verzierungen, ein gut besetztes Orchester, und macht seine Truppe auch durch innere Ruhe und gutes Betragen beliebt. Er bezahlt seine Leute richtig, ist gegen manche derselben wohlthätig, und kann also mit Grunde Ordnung und Pünktlichkeit, Fleiß und Anwendung fordern. . . . Er gibt fast jede Woche eine neue Posse, welche der Dramatiker Hensler und Eberl wie aus dem

Er=

Ermel zu beuteln scheinen. Einige ruhende Dramen ausgenommen, hat er es nie gewagt, mit Stücken ernsthaften Inhalts aufzutreten. Er ist so glücklich, daß er selbst bei der fünf und zwanzigsten Vorstellung von manchem Stücke immer sein Haus voll hat. Die Komödien mögen noch hingehen; wie aber das Publikum die beliebte Oper, welche trotz der hundertfältigen Vorstellung für die Wiener noch immer eine Cosa rara bleibt, sich da draussen mag vorkirren lassen; wie Marinelli dieselbe, da er nur einen einzigen Sänger in seiner Truppe hat, aufzuführen wagen konnte, ist mir unbegreiflich, ist für mich eine Cosa rara.

So viel von dem Theater, auf welchem la Roche unter dem Namen des Kasperls glänzt. Es sey fern von mir, daß ich diesem Manne alle Verdienste und Talente absprechen sollte. Er hat wirklich zu seiner Rolle Gaben von der Natur: eine wahre komische Pöbelsphysiognomie; Hans
Kaspar

Kaspar Lavater, oder der physiognomische Reisende, mußten ihn beim ersten Anblick als den Lustigmacher erkennen. Eine Stimme, die zum Haßknecht, Mandolettträger und Nachwächter gestimmt ist. Seine Gebärden, wenn das zu Uebertriebene volleuds wegliebe, sind zu der Rolle, die er spielt, immer passend: den schwätzenden Dummling, den ungeschickten Rekruten, den für seinen Neffen duldbenden Oheim, spielt er wirklich mit vieler Natur. Sein Platz wird nicht leicht ersetzt werden. Der kluge Impressar weiß auch dieses, und fängt an, die zu Kasperlischen Rollen von seiner Bühne zu verbannen; und la Roche schickt sich in seine gesetztern Rollen ganz gut. Er kann sich auf den Beifall des Publikums verlassen, und spielt daher natürlich, weil er mit Zuversicht ohne Furcht und Zwang jedesmal austritt. Er thut sich auch auf die Gunst wenigstens der Hälfte des Publikums mit Recht etwas zu Gute. Ich

kenne mehrere Leute, welche dieses Thea-
 ter täglich besuchen.
 Wenn der Unternehmer ihm die Ein-
 nahme überläßt, ist schon um 3 Uhr kein
 Platz mehr zu finden. Die Logen werden
 acht Tage vorher bestellt, und man sieht
 es fast als eine Pflicht an, dem durch
 das ganze Jahr so unterhaltenden Man-
 ne sein Schärfein darzubringen. La
 Roche verfertigte meist für diese Tage
 selbst Komödien, die für seine Person
 zwar passend, im ganzen aber höchst elend
 waren.
 In dem andern Halbbogen des Vor-
 städter Zirkels spielt seit einigen Wochen
 bei Truppe des als Schriftsteller bekann-
 ten H. Johann Friedl. Er hat sich die-
 ses Sitzes der Thalia in fürstl. Stah-
 rembergischen Freithause auf der Wieden
 angenommen, nachdem eine andere Trup-
 pe, Schulden halber, aus demselben
 war vertrieben worden. Diese Bühne
 wird

wird wegen der Neuheit jetzt fleißig besucht.

Während der Jahrmärkte kommen verschiedene fliegende Truppen, und spielen in mehreren auf den Hauptplätzen errichteten hölzernen Hütten, wobei auch immer ein Kasperl oder Lustigmacher die Hauptperson ist. Seht im Vorbeigehn hinein! aber nehmt bevor eine Prise Tobak; damit euch nicht der Gestank der Besseuchung, des verschütteten Biers, der Knoblauchwürste, und der Dunstkreis des hochansehnlichen Publikums, zu gäh auf die Lunge falle. . . . Könnt Ihr bis zum Anfange ausdulden, so seht Ihr die possierlichsten Auftritte. Auf den Zettel an der Thüre müßt Ihr nicht achten! laßt immer eines unsrer ersten Trauerspiele darauf geschrieben seyn. — Daraus wird nichts; denn der Held ist besoffen, die Königin findet ihren Purpur nicht; und der Meister Schreiner hat die nöthigsten Theater = Verzierungen wieder mit sich fort-

genommen. . . . Statt des Trauerspiels bekommt Ihr nichts als Schläge zu sehen, und wenn diese vorbei sind, schimpft der Schauspieler auf den Kreuzerplatz; dieser erwidert die Stichelciien; und so seht Ihr das possierlichste aller Schauspiele, welches von dem Publikum mit den Schauspielern aufgeführt wird. Die größten Schimpfwörter, die unflätigsten Töten, die Geschichte des Tages aus der Nachbarschaft, würdet Ihr hören, wenn Euch nicht um eure Kleider und eure Nasen zu bange würde.

CXXXII.

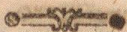
Der Wien = Fluß.

Hat die Stadt ihren Namen von diesem Fluß, oder hat der Fluß seinen Namen von der Stadt? . . . Einige alte Chroniker sagen, die erste Gründung der Stadt schreibe sich von der Zeit her, da
Fluß

Flavius unter Trajan die Römischen Legionen, an der Donau kommandirte. Er legte hier eine Schanze an, welche nach dem Namen ihres Erbauers Flaviana genannt wurde. Aus diesem Wort machte man mit der Zeit den verkürzten Namen Viana, und endlich Vienna, die heute noch übliche Benennung unsrer Stadt. Wenn es mit dieser Herleitung seine Richtigkeit hat, so muß der Bach seinen Namen von der Stadt geerbt haben.

Dem sey, wie ihm wolle. So viel gewiß, daß dieses unbändige Flüsschen bisher der Stadt mehr Schaden als Vortheil zugezogen hat. Es kommt aus dem Wienerwalde hervor, geht durch die südlichen Vorstädte, von da heraus über einen Theil der Esplanade, wo es sich gegen Nordost wendet, und zwischen der Stadt und der Weisgerber-Vorstadt in die Donau stürzt.

Die geringen Vortheile, welche es gewährt, bestehn darin, daß ein paar



hundert daran wohnende Wäscherinnen
sein Wasser benutzen; daß es ein paar
Mühlen treibt, und den Flakern aus je-
ner Gegend zur Pferbeschwemme dient.

Dagegen hat es Schaden, zu hun-
dertausenden an Werth, schon angerich-
tet. Bei dem Schmelzen des Schnees;
bei den plötzlichen Wolkenbrüchen der hef-
tigen Donnerwetter; bei anhaltenden Re-
gentagen, schwillt dieser Bach, über den
man in trocknen Sommertagen an vielen
Stellen zu Fuß schreiten kann, gählings
und außerordentlich an; überschwemmt
die angränzenden Dörfer und Vorstädte,
füllt Keller, untergräbt Häuser, zerreißt
Brücken und Stege; und richtet noch
mancherlei Unheil an.

Es ist zum verwundern, wie langsam
oft an gewisse Anstalten gedacht wird,
wovon der Nutzen doch so einleuchtend ist,
die Ausführung so einfach, und leicht
wäre! dieß ist der Fall mit der Wien.
Was man schon vor hundert Jahren hät-

te thun können und sollen, das geschah erst i. J. 1787. Man grub das Bett dieses Flüsschens auf der Esplanade ordentlich, gerade und regelmässig aus, und besetzte die Ufer mit Zweigen von Weidenbäumen, die bekanntlich in der Nähe des Wassers schnell aufschiefen, und ein fester lebendiger Damm sind, der das Abreißen der Ufer hindert. Bis auf diese Zeit hatte man den Wien-Fluß lediglich seiner eigenen Laune überlassen, sein Bett war voller Krümmungen, voll Sand und Schlamm, daß sein dadurch zum stehen gebrachtes Wasser faul und stinkend ward, die Gegend herum verpestete, und beim plötzlichen Anschwellen von Wassergüssen, durch die Eken, Krümmungen und Verschlemmungen aufgehalten, an hundert Stellen mit Gewalt anprellte. Dadurch wurden die Gestade abgerissen, und Vorstädte und Esplanade unter Wasser gesetzt.

Ende des letzten Theils.

in dem Jahre 1787, und sollen, das selbe
 auf d. 1. 1787. Wann erud. das die
 diese Zählung auf der Ebene der
 nicht, große und reichliche und
 keine die hier mit einigen von ihnen
 können, die bekanntlich in der Höhe der
 Wasser schnell aufsteigen, und ein
 der leuchtigen Baum sind, der das die
 wenn der hier hinter. Die auf die
 die dort man von dem Westen die
 der eigenen Laune überlassen sein
 der volle Kränzen, das und
 schenkt, das sein (schon) zum
 geachtet Wasser soll und nicht
 die Gegend kann verhalten, und
 richtigen Stellen von Wasser
 und die den, Kränzen und
 schenken, aufgeben, an
 dem mit Gewalt durch
 werden die Gasse oberhalb, und
 hier und Epistole unter Wasser
 die des letzten